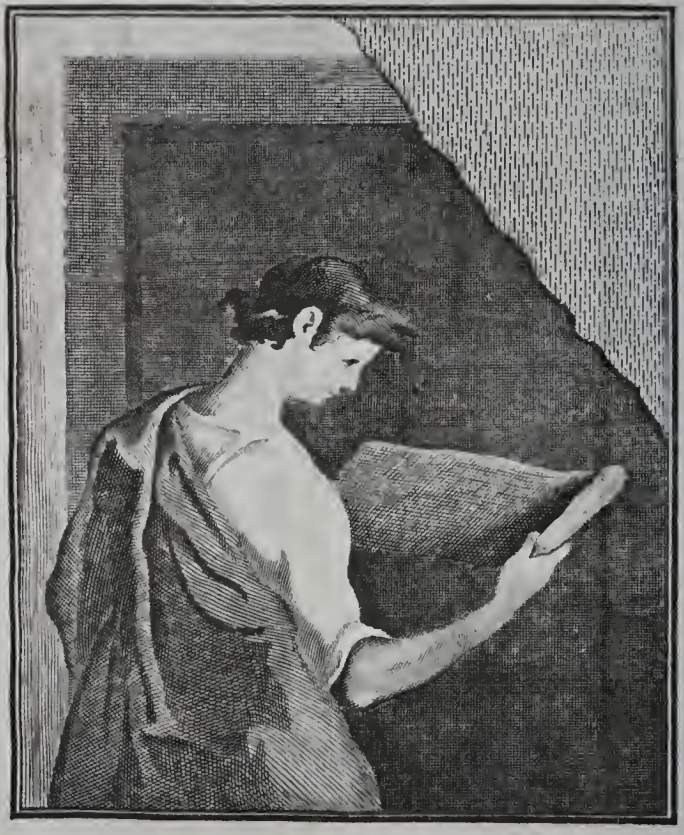
anxp
DS
41
A48
v.10

Der Alte Orient

Zehnter Jahrgang

Leipzig
J.C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1909



THE J. PAUL GETTY MUSEUM LIBRARY

Adrian Fortescue,
Letchworth, Nov. 1909.

Der Alte Orient

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft

Zehnter Jahrgang

1. v. Oppenheim, Freiherr Dr. Max: Der Tell Halaf und die verschleierte Göttin. Mit 1 Kartenskizze und 15 Abbildungen.
2. Weber, Dr. Otto: Eduard Glasers Forschungsreisen in Südarabien. Mit Bildnis Glasers.
3. Ungnad, Prof. Dr. Arthur: Die Deutung der Zukunft bei den Babyloniern und Assyrern.
4. Winckler, Prof. Dr. Hugo: Das Vorgebirge am Nahr-el-Kelb und seine Denkmäler. Mit 1 Kartenskizze und 4 Abbildungen.

Leipzig

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung

1909

THE J. PAUL GETTY CENTER
LIBRARY

Der Tell Halaf

und

die verschleierte Göttin

Von

Dr. Max Freiherrn von Oppenheim

Kaiserlichem Legationsrat

Mit einer Kartenskizze und 15 Abbildungen

Leipzig

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung

1908

Der Alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

10. Jahrgang, Heft 1.

Wegen der vielfach erweiterten Neudrucke empfiehlt es sich, stets nach Jahrgang, Heft, Auflage und Seitenzahl zu zitieren, also z. B.: AO. IV, 2^2 S. 15.

Taurus Geb.
Cilicische Pässe
Adana
Missis
'Aintab
Tarsus
Mersina
Alexandrette
Aleppo
Kennisrin
Kerraten
Ladikije
Hama
Kasr ibn Wardan
Masjaf
Salamije
Homs
Tripolis
Libanon Geb.
(Orontes)
Ba'albek
Beirut
Damaskus
Diarbekr
Suwerek
(Tigris)
Urfa
Wiranschehir
Mardin
Biredjik
Tekteк-Geb.
Serudj
Harran
Ras el'Ain
el Chabur
Tell Halaf
Serrin
Dj. Abd el Aziz
(Chabur)
Tell Heseke
Mosul
NINIVEH
Mas'udije
(Belich)
Arban
ed Der
(Tigris)
(Euphrat)
Bagdad
Routenskizze des Verfassers

1 : 5000000.

Meine Forschungsreise in der asiatischen Türkei vom Jahre 1899 sollte eine Ergänzung meiner früheren Reisen bilden, deren Resultate ich in meinem Werke „Vom Mittelmeer zum persischen Golf" zusammengefaßt habe. Vor allem wollte ich gewisse noch unbekannte Gebiete des nördlichen Syriens und westlichen Mesopotamiens erforschen. Dabei hatte ich das Glück, eine Reihe bemerkenswerter Funde zu machen. Kaleidoskopartig wechselte das Bild, das die verschiedenartigen alten Kulturstätten, durch die ich ritt, mir boten. Der arabischen Sprache mächtig, mit der Religion, den Sitten und Gebräuchen der Eingeborenen genau vertraut, vor allem gewohnt, mit den Beduinen gut auszukommen, empfand ich die Reise trotz aller nicht unbedeutender Anstrengungen vom ersten bis zum letzten Tage als einen Genuß. Während die Kamelkarawane im Schritt marschierte, mußten wir, auf Pferden beritten, jeden Augenblick Abstecher im Galopp zur Rechten und zur Linken der Route machen, teils zur Erkundung der Gegend, zur Rekognoszierung alter Ruinenorte usw., teils wegen der Feindesgefahr. Die Abende wurden meist in dem Lager der Beduinen verbracht, bei denen ich gern meine eigenen Zelte aufschlug. Oft ließ ich mir zunächst stundenlang die Heldentaten des Stammes, Raub- und Jagdgeschichten erzählen, ehe ich die Wegroute nach anderweitig mir signalisierten Ruinenorten erfragen und neue Fingerzeige mir geben lassen konnte.

So bin ich denn im Zickzack durch Gebiete gezogen — namentlich in Westmesopotamien — die bisher als sterile, unbewohnbare Wüste betrachtet worden sind, in denen ich aber zahlreiche alte Lokalitäten feststellen konnte, die auf eine ehemalige dichte Bevölkerung schließen ließen.

Meine Berufsgeschäfte bei der Kaiserlichen diplomatischen Agentur in Cairo haben es mir leider bisher unmöglich gemacht, die wissenschaftlichen Ergebnisse dieser Reise in einem umfassenden Werke niederzulegen. Ich habe darüber nur einen vorläufigen Bericht in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Band XXXVI, 1901, S. 69—99, erstattet. Die von mir mitgebrachten Inschriften sind, soweit sie der griechischen, lateinischen und altfranzösischen Sprache angehören, von Dr. Lucas bearbeitet, in der Byzantinischen Zeitschrift, Jahrgang 1905, S. 1—72, publiziert worden. Ein Sonderheft der Beiträge zur Assyriologie und semitischen Sprachwissenschaft wird demnächst die von mir gefundenen arabischen, syrischen, hebräischen, armenischen und keilschriftlichen Inschriften bringen, deren Bearbeitung sich die Herren M. van Berchem, B. Moritz, J. Euting, F. N. Finck und F. Delitzsch unterzogen haben. In demselben Hefte werden außerdem die Steinbilder vom Tell Halaf, auf denen die Keilinschriften gefunden wurden, von A. Jeremias und L. Messerschmidt behandelt werden. Gleichzeitig werden die geographischen Ergebnisse meiner Reise nebst einer detaillierten Routenkarte in Petermanns Mitteilungen erscheinen.

Auf den folgenden Seiten möchte ich schon jetzt meine hettitischen Funde vom Tell Halaf näher beschreiben und mich darüber vorläufig äußern, zu dieser Arbeit von berufener Seite gedrängt, im Hinblick auf die so erfolgreichen Ausgrabungen, welche Professor Hugo Winckler soeben in Boghazköi, dem hettitischen nördlichen Zentrum, in dem kappadozischen Kleinasien, ausgeführt hat.

Von Beirut zum Tell Halaf.

Im Juni 1899 war ich in Beirut gelandet. Zunächst machte ich Ausflüge in das reizvolle Libanon-Gebirge, über welches an zerklüfteten, kahlen, mit zahllosen Dörfchen bedeckten Abhängen vorbei eine der malerischsten Eisenbahnen führt, die ich kenne. Von Damaskus aus zog ich zu längerem Aufenthalte bei einem der größten Beduinenstämme, der Ruala ('Aneze), in die Wüste. Dann ging es nach Ba'albek zurück, wo im Jupiter-Tempel die Tafel zum Gedächtnis des Besuches des deutschen Kaiserpaares unlängst eingemauert worden war. Die Erinnerung an den Aufenthalt des Kaisers war in Syrien sehr lebendig und trug sicherlich zu dem besonders freundlichen Empfang bei, den ich überall in der asiatischen Türkei gefunden habe.

Von Ba'albek führte mein Weg nordwärts durch die Talsenke der Beka' über uralte Kulturstätten, Grabtürme noch nicht aufgeklärter Zeitperioden (Kamu'at el Hermel), an Riesenresten alter Städte (Tell Nebi Mindu) vorbei nach Homs. — Die Eisenbahn verband noch nicht wie heute Beirut und Ba'albek mit Homs, Hama und Aleppo.

Von Homs wandte ich mich westwärts wieder in das Gebirge, den nördlichen Libanon. Dieser Teil des Libanon führt gegenwärtig den Namen Nosairier-Gebirge nach einem kleinen Völkchen mit einer der merkwürdigsten Religionen: altheidnischen Reminiszenzen des angestammten Landes, christlichen Ideen u. a. vermengt mit den Lehren des Islam. Hier waren es Kreuzfahrerburgen, die uns entgegentraten. Der herrliche Krak des Chevaliers, Kal'at el Hosn oder Husn el Akrad genannt, ragt heute noch fast unversehrt, wie ihn die Hospitalritter im Jahre 1271 verließen, mit seinen Mauern und Türmen empor. Der alte gothische Convents-Remter erinnerte unwillkürlich an die Marienburg, mit der das Schloß auch sonst manche Analogien besitzt. Neben gewaltigen Resten heidnischer Tempel (Husn Suleiman) besuchte ich ferner

zwei Burgen der Assassinen, der Gefolgsleute des „Alten vom Berge", welche in der Kreuzfahrerzeit so viel Schrecken über die Christenheit in Syrien gebracht hatten, daß der Name ihrer Sekte, „Haschaschin", als „assassin" in den französischen Sprachschatz überging. Die Abkömmlinge der alten Assassinen nennen sich Ismailier und sind jetzt friedliche Bauern. Sie erkennen auch heute noch den Nachkommen des „Alten vom Berge", der gegenwärtig unter dem Namen Agha Khan in Bombay residiert, als ihr geistiges Oberhaupt an, denselben Religionsvorsteher, dessen indische Anhänger, die Chodja, als Kaufleute in Zanzibar und Deutsch-Ostafrika eine große Rolle spielen.

Das schönste Assassinen-Schloß, fast noch in dem Zustande erhalten wie zur Zeit des Mittelalters, ist Masjaf, am Ostabhange des Nosairier-Gebirges. Von hier aus wandte ich mich wieder östlich nach der aufblühenden Stadt Hama und nach Salamija. Dann zog ich nordwärts nach Aleppo durch ein Gebiet, weit im Osten der gewöhnlichen von Hama ausgehenden Karawanenstraße, das in überreicher Weise mit hunderten von Ruinen alter Städte und Dörfer, christlicher Kirchen, Burgen und Türme bedeckt war. Der Boden ist vulkanisch. Es muß hier früher eine außerordentliche Fruchtbarkeit geherrscht und die Gegend eine zahlreiche Bevölkerung getragen haben. Jetzt ist das Land fast menschenleer und unbebaut, eine Städtewüste in des Wortes wahrster Bedeutung. Einzelne Ruinenorte sind so groß, daß die Durchquerung des Trümmerfeldes fast eine halbe Stunde erforderte. Ich fand noch vollständig erhaltene Häuser: alles war aus Stein gebaut, die Plafonds, Altane, Bänke und Treppen. Es war, als wären die Gehöfte erst vor Monaten verlassen worden. An anderer Stelle lagen unentwirrbare Gemengsel von Steinsäulen und Quadern zusammen, deutliche Beweise, daß die Erdbeben, welche Syrien so oft heimgesucht haben, die alten Bauten zusammengeschüttelt hatten. Außerdem haben hier wie in vielen anderen Gegenden der asiatischen Türkei die Kriegszüge der Sassaniden, der mittelpersischen Dynastie, die Verwüstung des Landes hervorgerufen. Es ist falsch, diese Schuld dem Einbruch des Islam beizumessen.

Die ganze Städtewüste gehört dem christlichen Altertum an. Ich brachte von hier eine große Anzahl griechischer Inschriften mit. Die jüngste datierte vom Jahre 602 n. Chr. Besonders schön erhalten fand ich mitten in der Wüste das Buen Retiro eines byzantinischen Fürsten oder Gouverneurs: Kasr ibn Wardan. Es be-

steht nur aus einem Schloß, einer Basilika und einer Art von Kastell für Soldaten und Höflinge. Die einzelnen Bauteile sprechen für die einstige Pracht. Die Mauern waren aus abwechselnden Lagern von Quadersteinen und Ziegeln geschichtet.

Von Aleppo, der größten Stadt des nördlichen Syriens, ging ich nordostwärts auf gänzlich unbegangenen Pfaden über den Euphrat nach Mesopotamien hinein. Unweit der Stelle, wo ich den Fluß überschritt, fand ich einen Hügel am Ufer: den Tell Mas'udije. Die vom Wasser abgerissenen unteren Teile ließen auf Mauerstrukturen schließen, die ohne Frage der vorgriechischen Periode angehörten. Oben auf dem Hügel lagen, durch Erdschichten getrennt, zwei Mosaikböden übereinander, deren oberster in einem schönen Rahmen aus Guirlanden und Netzwerk einen mehr als mannsgroßen liegenden Flußgott, umgeben von zwei weiblichen, mit Mauerkronen geschmückten Gestalten, zeigte. Innerhalb des Tableaus standen in griechischer Schrift und darunter auf syrisch die Worte: Basileus, Potamos, Euphrates.

Unweit davon (bei Serrin) fanden sich zwei Grabtürme aus zwei Stockwerken errichtet, deren oberster mit Seitenpilastern und Löwenköpfen geschmückt war und in früherer Zeit zweifellos einen pyramidalen Aufsatz getragen hat. Der nördlichere dieser Türme barg in seinem zweiten Stockwerk einen porphyrnen Sarkophag. An der Außenseite war eine große syrische Inschrift, 74 n. Chr. datiert, eingemeißelt, nach welcher sich hier das Grab eines 85jährigen Manu befand, wahrscheinlich wohl eines Verwandten jenes Fürsten von Edessa-Urfa, welcher der Sage nach mit Jesus Christus in Briefwechsel gestanden haben soll. Es ist dies das älteste bisher entdeckte Denkmal syrischer Schrift und Sprache.

Weiter ging es dann an zahlreichen alten Kulturstätten vorbei durch das westliche Mesopotamien nach Ras el 'Ain, „Quellhaupt", einem der Quellpunkte des Belich-Flusses. Hier werden die Fische heilig gehalten und dürfen nicht gefangen werden, als Erinnerung an die Stelle, wo der Sage nach Rebekka Wasser geschöpft haben soll. Noch heute gibt es in dem Dörfchen eine übrigens muhammedanische Familie, deren Mitglieder Nachkommen des Erzvaters Abraham zu sein behaupten. Der Ort ist voll alter Reminiszenzen. Es ragen besonders große und ausgedehnte Schutthügelkomplexe aus der ältesten Periode empor. In einem Gehöft fand ich den Torso einer männlichen Gewandstatue auf einem Stuhl aus rosafarbenem Marmor, mit Pumphosen und Schwertgurt angetan, wohl

aus parthischer Zeit. Ein gut erhaltenes, heute noch eine warme Quelle umschließendes Bad erinnert an die römische Herrschaft im Lande. Hübsche Grabmausoleen sprechen für einen gewissen Wohlstand in muhammedanischer Zeit.

Von Ras el 'Ain am Belich aus wollte ich direkt ostwärts nach dem von keinem Europäer betretenen Tektek-Gebirge und nach Ras el 'Ain am Chabur wandern. Von den dortigen Ruinen hatten meine beduinischen Freunde mir schon seit langem erzählt. Den Besuch von Harran und Urfa wollte ich mir für den Rückweg aufbewahren. Es sollte jedoch anders kommen.

Die Leute des Belich-Tales standen in Blutfehde mit den wilden Horden Ibrahim Paschas, des Hamidije-Chefs der Millikurden, die im Osten, jenseits des Tektek, hausten und streiften. Aus Furcht vor der Blutrache wollte daher kein Ortseingesessener als Führer dienen. Aber der Mudir des Dorfes preßte ohne mein Vorwissen drei Leute, die mich begleiten sollten, und ließ sie über Nacht festhalten. Am folgenden Morgen waren zwei entwichen. Mit dem dritten brachen wir auf. Nach wenigen Stunden jedoch fiel ein Packtier nach dem andern, und bald lagen von siebzehn vierzehn tot am Boden, zweifellos von den Verwandten des Führers vergiftet, die ihm die Gefahr ersparen wollten, zu Ibrahim Pascha zu reiten. Nur mit Mühe konnte ich mein Gepäck beisammen halten. Ich hatte in der Nachbarschaft Beduinenzelte erspäht, und dank meiner Kenntnis des Gastrechts der Wüste gelang es mir, die Bewohner zur Hilfeleistung zu zwingen, anstatt daß sie meine Habe als willkommene Beute betrachten konnten. Ich beschloß dann mit dem Umweg nach Norden über Harran und Urfa nach Weranscheher, dem eigentlichen Sitze Ibrahim Paschas, zu marschieren, um von diesem eskortiert den Tektek und den Chabur zu besuchen.

In Harran, dem alten Kultsitze der Mondgottheit, fand ich einen Löwen aus Stein, der an die hettitische Kunst von Sendschirli erinnerte. Aus dem Mittelalter sind noch hochaufragende Reste einer schönen Moschee mit Giebeldächern und einem Minaret sowie Befestigungswerke aus der Zeit Saladins erhalten. In Urfa besuchte ich eine blühende deutsche Missions-Schule, die unter den armenischen Christen segensreich wirkt.

Meine Funde im Tektek-Gebirge bereiteten mir eine Überraschung nach der andern: Kastelle, Wasser-Reservoirs, Götzenbilder, eine wunderschöne christliche Rundkirche, ganze Städte mit künstlich ausgehauenen Troglodyten-Wohnungen, zu welchen

abschüssige Wege im Felsen hinabführten und bei denen auf ebener Erde andere, aus schweren Quadern gefügte Häuser über der unterirdischen Wohnung aufragten, Zitadellen-Hügel, runde Grabtürme, schließlich alte muhammedanische Friedhöfe mit kufischen Inschriftensteinen wechselten in buntem Bilde miteinander ab. Auch diese innermesopotamische Gegend hat seit mehreren Jahrhunderten keine seßhaften Bewohner mehr gehabt. Bis zum Einfall der Mongolen unter Timurlenk im Jahre 1400, welche die Gegend ausgemordet haben, war sie sicherlich bewohnt und bebaut. Seitdem ist sie nur mehr der Tummelplatz von halb- und ganz nomadisierenden Völkerschaften, die sich gegenseitig befehden und eine feste Niederlassung fast unmöglich gemacht haben. Erst mit dem Ausbau der Bagdadbahn wird auch diesen Gebieten Ruhe und neue Blüte beschieden sein.

Der Besuch des Tektek-Gebirges sollte mir nicht leicht werden. Es war dieses der schwierigste Teil meiner Reise. Ununterbrochen begegneten wir Raubzügen. In wenigen Tagen wurde ich achtmal angegriffen. Auch wurde ich, wie ich überzeugt bin, absichtlich von den Führern, die mir schließlich Ibrahim Pascha gestellt hatte, falsch geleitet und von meiner Karawane getrennt, so daß wir Reiter fast drei Tage ganz ohne Lebensmittel bleiben mußten.

Die Ausgrabung auf dem Tell Halaf.

So kam ich am 13. November nach Ras el 'Ain, einem Quellkopfe des Chabur-Flusses, dem alten Ressaina der Römer. Hier befinden sich mehrere Niederlassungen von tscherkessischen Flüchtlingen (Muhadjir) aus dem Kaukasus. Seit Wochen war ich auf den Besuch des Ortes gespannt. Immer wieder war mir erzählt worden, daß die Tscherkessen, die in der Nähe, auf einem Hügel am Chabur, einen Toten begraben wollten, auf Steine mit Tierkörpern und menschlichen Köpfen und dergleichen gestoßen seien. Voll abergläubischer Scheu hätte der Sohn seinem Vater ein anderes Grab schaffen wollen, aber erst, nachdem abermals solche Steine mit fremdartigen Darstellungen zutage gekommen seien, habe der Tote schließlich an einer entfernteren Stelle des Hügels seine Ruhestätte gefunden.

Die Kenntnis dieser Geschichte ermöglichte mir meine Grabung. Die Tscherkessen, deren Gastfreundschaft ich angerufen hatte, wollten von dem Funde nichts wissen, bis ich schließlich den Geist des verstorbenen Schechs über die Stammesglieder herabrief, welche einem Gaste derartig die Unwahrheit sagten und ihm eine Bitte abschlügen. Darauf versprach man, mir die geheimnisvolle Stätte zu zeigen.

Zufällig waren wegen der Erntezeit eine größere Anzahl halb seßhafter Beduinen der Nachbarschaft anwesend, welche für die Tscherkessen die Felder bestellten. Diese machten sich am nächsten Tage frühmorgens unter der Aufsicht meiner Gastfreunde an die Arbeit. In wenigen Stunden förderten sie die Grundzüge einer Torfassade zutage, und nach zweitägiger Arbeit war so viel aufgedeckt, daß ein einigermaßen klares Bild über das Wesen der Funde und der alten Lokalität gewonnen werden konnte.

Die Fundstelle lag auf einem ohne Frage künstlichen Ruinenhügel auf der rechten Seite des Djurdjub, der von Norden kommend hier einen Knick nach Osten macht und nach Aufnahme der Wässer von Ras el 'Ain den Namen Chabur führt. Der Hügel wird Tell Halaf genannt. Ihm gegenüber, auf der andern Seite des Flusses liegt in einigen Minuten Entfernung die älteste Niederlassung der Tscherkessen in dieser Gegend, mit einer Moschee, festungsartig im Viereck mit Mauern und einer Torburg angelegt. Hier wurden vor mehreren Jahrzehnten die flüchtigen Kaukasier von der türkischen Regierung angesiedelt. Sie hatten im Kampfe mit dem starken Beduinenstamme der Schammar und mit Ibrahim Pascha viel zu leiden; aber die Tscherkessen waren scharfe Schützen und gute Reiter, und es wurde schließlich ein modus vivendi auf Grund gegenseitigen Respektes gefunden. Heute ist diese erste Niederlassung fast ganz aufgegeben; die Tscherkessen haben sich an einem etwa eine Stunde entfernten, mehr nordwestlich höher und gesunder gelegenen Platze, Ras el Ma (Kopf des Wassers), neue Häuser gebaut. Zwischen den beiden Tscherkessen-Orten liegt das alte Ressaina, heute noch Ras el 'Ain genannt. In der Nähe ist eine schwefelhaltige Quelle.

Von den Festungswerken der alten Römerstadt sind noch Mauerreste erhalten. Eine Anzahl von Säulenteilen, behauenen Quadern und dergleichen liegt herum. Im Norden der Ruine fand ich einen alten muhammedanischen Friedhof, und auf diesem einen Inschriftenstein aus dem Jahre 717 d. H. = 1317 n. Chr., ein Beweis,

daß hier damals noch eine große muhammedanische Niederlassung bestanden hat.

Eine Reihe alter Kanalisationswerke auf beiden Seiten des Chabur, die zum großen Teile noch gut erhalten sind, legt Zeugnis von der früheren intensiven Bewirtschaftung des Bezirkes ab. In der Umgegend sind zahlreiche kleine konische Erdhügel, sogenannte Tells, sichtbar.

Die Entstehung dieser Tells ist derart zu denken, daß auf einer vielleicht im Anfange schon künstlich angelegten Erhöhung, die man vielfach an den Seiten mit Steinplatten bedeckte, ein Tempel oder eine Zitadelle erbaut wurde als Mittelpunkt einer Niederlassung oder Stadt. Im Laufe der Zeiten verfielen dann die Bauten. Ihr unterer Teil hatte wohl aus starken Steinquadern bestanden, der obere jedoch sicher meist aus Lehm oder Luftziegeln. Nach dem Zusammenbruch des Gebäudes lösten letztere sich dann infolge der Zeit und des Regens auf und bedeckten die Steine, wodurch das Ganze mehr und mehr das Aussehen einer natürlichen Erhebung annahm. Dann wurde vielleicht eine zweite Burg auf dem so entstandenen Hügel errichtet und so fort. Wir kennen Tells, z. B. in Palästina, welche die Ruinen von sieben verschiedenen Zeitperioden in sich bergen. Die Häuser der gewöhnlichen Sterblichen dürften damals wie heute in der Ebene meist aus Lehm hergestellt worden sein und dem umliegenden Terrain in der Folge das gegenwärtige wellige Aussehen gegeben haben. So sieht auch die Umgegend des Tell Halaf aus. Kleinere Tells in seiner Nachbarschaft dürften die Reste anderer großer Gebäude der Antike bedecken.

Unser Hügel zeigte verschiedene gesonderte Erhebungen. Langgezogen erstreckt er sich von Westen nach Osten, im Westen und Süden sanft ansteigend. Seine relative Höhe über der Talebene des Chabur ist nicht bedeutend. Auf dem nordöstlichen Teile des Hügels stehen einige Tscherkessenhäuser. Mehr nach Westen hin, durch eine Einsenkung getrennt, befinden sich die höchsten Stellen des Hügels. Hier am südwestlichen Teil wurde von uns die Grabung vorgenommen, da, wo einige Jahre früher der Tscherkessen-Schech beigesetzt werden sollte.

Im Ganzen haben wir, abgesehen von einigen vergeblichen Versuchen, vier erfolgreiche Schürfungen (A, B, C, D) angesetzt, den Angaben der Tscherkessen folgend, die s. Zt. bei dem Begräbnis zugegen waren und wohl auch später nach Schätzen gesucht

haben mögen. Sämtliche Funde lagen höchstens zwei Meter unter der Erddecke. — Nach mir sind noch mehrere Europäer in Ras el 'Ain gewesen. Keinem von diesen wurden die denkwürdigen Steinbilder des Tell Halaf gezeigt.

Abb. 1: Ansicht des Tell Halaf.

Die ergiebigste Fundstelle war das westlichste Schürfloch A. Hier wurden sechs Steinplatten blosgelegt, die senkrecht aufragten. (Orthostaten) und aller Wahrscheinlichkeit nach den Untergrund des westlichen Teiles einer Torburg bildeten. Fünf von ihnen waren mit bildlichen Darstellungen in Relief auf einer Seite versehen. Sie waren treppen- oder zinnenförmig gruppiert; rechts — östlich — davon lag sicher die Eingangsstraße und jenseits derselben eine analoge Baulichkeit: der östliche Teil der Torburg.

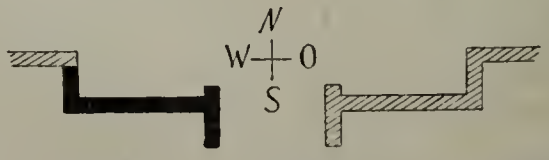


Abb. 2: Schürfloch A. Rekonstruktion der Torfassade.

Die Straße muß von Norden aus in das Gebäude geführt haben. Längs dieser Eingangsstraße stand ein besonders großer Stein (1) mit einem Tierbilde auf seiner Ostseite. Er schob sich ein wenig vor die rechtwinklig zu ihm stehende, mit ihrem behauenen Teile

nach Norden blickende Hauptfront der Toranlage vor. Der erste, östlichste Orthostat der Hauptfassade war ein Stein (2) mit einem Löwen. Es folgte ein Stein (3), die Darstellung eines Gottes tragend, ein Stein (4), eine Jagdszene (Hirsch und Jäger) enthaltend, sowie ein kleinerer, leerer Eckstein (5). Wieder rechtwinklig

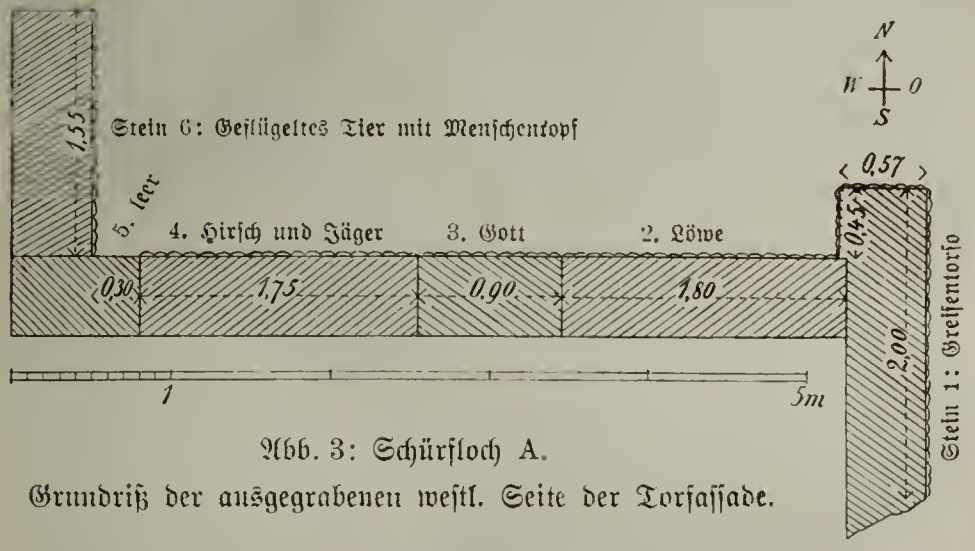


Abb. 3: Schürfloch A.
Grundriß der ausgegrabenen westl. Seite der Torfassade.

dazu war ein Stein (6), dessen Reliefbild ein geflügeltes Tier mit Menschenkopf enthielt; dieses war auf der östlichen Seite der Platte angebracht. Die sämtlichen Orthostaten wie auch die übrigen behauenen Steine des Tell Halaf waren aus schwarzem Basalt.

Im einzelnen seien die Steine wie folgt beschrieben [1]:

Stein 1. Es ist dieses die Abschlußplatte der aufgedeckten westlichen Hälfte der Toranlage im Osten. Von Süd nach Nord gerichtet, zeigte der Orthostat auf der östlichen Seite der Platte in Hautrelief ein nach Norden schreitendes großes vierfüßiges Tier auf einem Sockel. Ein Teil des Rückens sowie Hals und Kopf fehlten. Bei der Grabung im Süden des Steines wurde noch ein Teil eines Hinterbeines blosgelegt. Bis dahin maß der Stein 2 m. Die Höhe des Torsos betrug 1 m.

Der nördliche, im Verhältnis zum übrigen Stein etwa 10 bis 12 cm breitere Teil des Orthostaten ragte 45 cm über die Hauptwand nach Norden hinaus. Hier zeigten sich die Vorderbeine des Tieres nach beiden Seiten hin ausgearbeitet, mit roher Darstellung der Muskulatur; die Beine waren nach Norden viereckig

[1]) Die Gesamtansicht der westlichen Torfassade (Abb. 4) ist von Nordosten, die Orthostaten 1—4 (Abb. 6 und 7) sind von Norden, der Orthostat 6 (Abb. 9) ist von Osten aus photographiert.

und kantig, glatt abgeschnitten (vergl. Abb. 6.). Die Füße hatten vier Zehen mit vogelartigen Krallen. Das linke Vorderbein wies vorn Verstümmelungen auf, denen vielleicht Inschriften zum Opfer

Abb. 4: Schürfloch A. Die westliche Torfassade.

gefallen sind. An der Längsseite befanden sich unter dem Bauche der Tiergestalt zwei weitere kleinere Tierbilder, nämlich rechts ein nach Süden schreitender Hirsch, gegen den links ein geflügelter vierbeiniger Greif ansprang. Der Hirsch hatte eine Höhe von 0,47 m und eine Länge von 0,45 m, der Greif eine Höhe von 0,45 und eine Länge von 0,40 m.

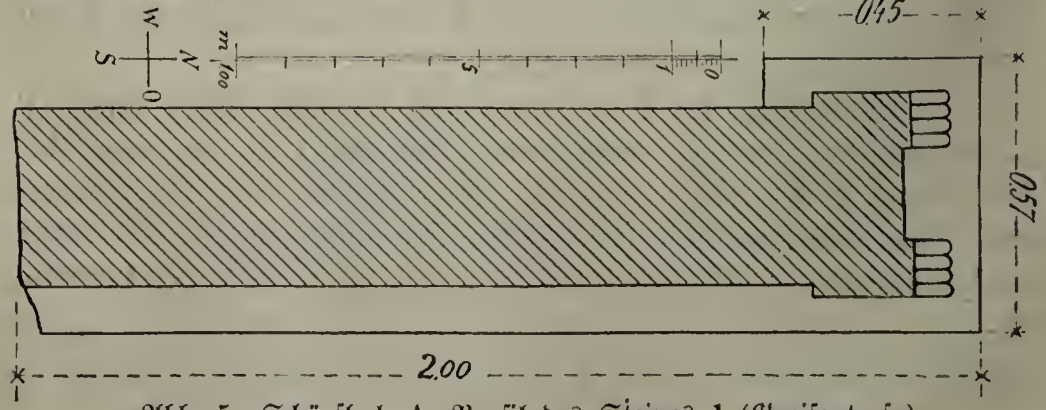


Abb. 5: Schürfloch A. Profil des Steines 1 (Greifentorso).

Auf den ersten Blick zeigte es sich, daß der Stein 1 ganz anders geartet war als die übrigen Orthostaten des Schürfloches A. Die Maße des auf ihm dargestellten Tieres waren ungleich größer als auf den anderen Steinen. Es hatte eben einen besonderen Platz an der Laibung der Toranlage; jeder auf der Straße Eintretende mußte an ihm vorbeischreiten. Augenscheinlich hatte es einen sphinxartigen Charakter, wenngleich der Kopf des Gebildes, wie ich aus später zu entwickelnden Gründen annehme, wohl kein menschlicher, sondern ein greifenartiger gewesen sein mag. Kopf und Hals waren sicher nicht mehr lediglich im Hochrelief auf der Platte, sondern, ebenso wie die Brust und Vorderbeine, nach allen Seiten hin ausgearbeitet behandelt, über die Platten der Hauptfassade vorspringend und nicht zum Tragen weiterer Bauteile bestimmt. Der übrige Teil des Laibungs-Orthostaten hat wahrscheinlich mit den Steinplatten 2—6 die Grundquadern der Torseite gebildet, auf welche die obere Wand, aus leichterem Material (Luftziegeln) hergestellt, aufgesetzt war.

Stein 2 ist der erste, östlichste Stein der Hauptfassade der Toranlage, die, wie erwähnt, rechtwinklig zu dem Stein 1 verlief.

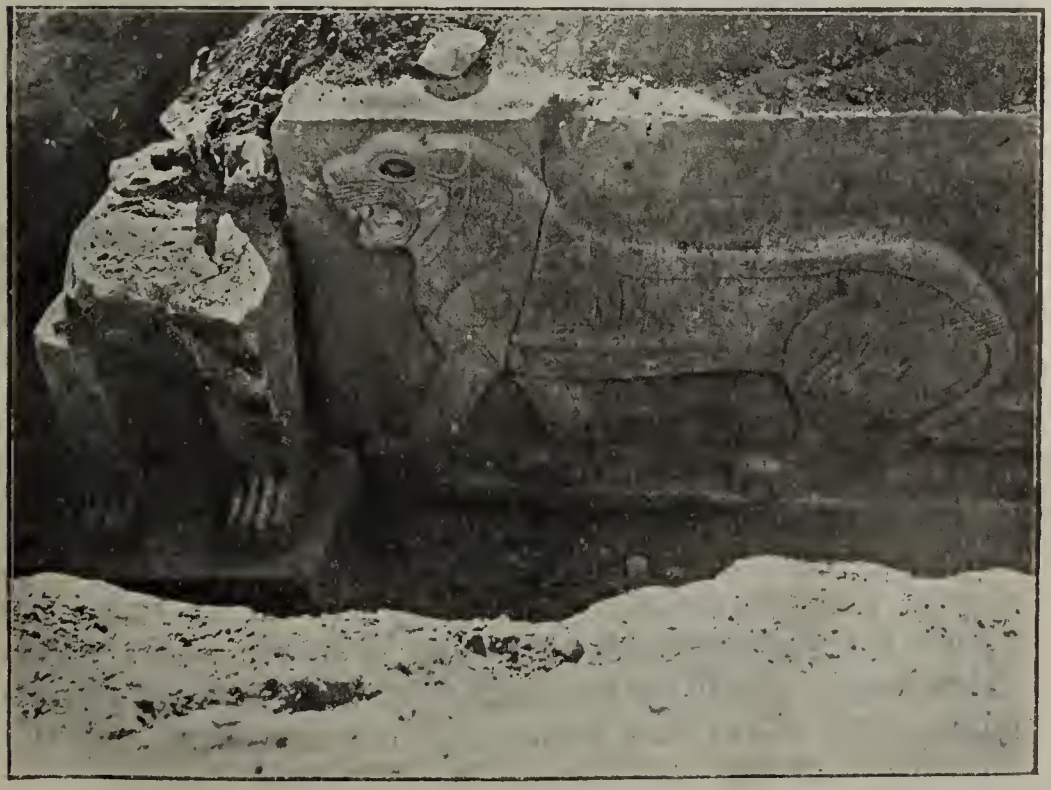


Abb. 6: Schürfloch A. Stein 1 und 2 (Greifentorso und Löwe).

Die behauenen Steine der Fassade tragen in Hochrelief Bilder, die auf einem niedrigen, in der Gesamtheit eine gerade Linie bildenden Sockel stehen, als Verlängerung des Sockels des Orthostaten 1. Auf dem Stein 2 ist ein nach Osten schauender und schreitender auffallend langgestreckter Löwe dargestellt. In dem freien Raume über dem Tier, etwa in der Mitte des Rückens, ist auf einer geglätteten Stelle in einer Kartusche die Keilinschrift I angebracht[1]. Die Höhe des Löwen beträgt vom Sockel bis zum Rücken 0,82 m, bis zum Kopfe 1,15 m, die Länge vom Kopf bis zum Schweif 1,73 m. Die Augenlöcher sind wie bei den übrigen menschlichen und Tierbildern des Tell Halaf verhältnismäßig groß und leer.

Stein 3. Der zweite Stein der Fassade zeigt eine aufrecht stehende männliche Figur. Der Stein geht nach unten etwas spitz, keilförmig zu, und die Anpassung der beiden Nebenplatten an diese Form scheint mir ein Beweis dafür, daß die Steine heute noch genau in der Weise dastehen, wie sie von dem Baumeister angeordnet worden sind. Somit wäre der hier abgebildete Mann oder Gott die Hauptfigur der Fassade. Dieses Bild wirkt sehr eigenartig. Der Gott steht en face. Die unbeschuhten Füße sind beide ganz auswärts gekehrt. Die Zehenbildung ist recht roh und unperspektivisch. Die Arme sind leicht gebogen, gleichfalls voneinander gestreckt. In der rechten Faust trägt der Gott eine aufrecht gerichtete, nur wenig nach dem Kopf zu geneigte Keule. Über die Kugel ragt noch ein kleiner Teil der Keulenstange hinaus. In der linken Hand trägt die Gestalt einen bumerangartigen, einem menschlichen Beine gleichenden, ebenfalls aufrecht gerichteten Gegenstand. Im Verhältnis zu dem kleinen gedrungenen Körper erscheint der Kopf besonders kräftig. Es ist ein wildes, rohes Gesicht, mit stark ausgeprägten Backenknochen und großen Ohren. Die anscheinend früher sehr vorspringende Nase ist zum Teil abgebrochen. Der Bart ist halblang und gut gepflegt; direkt unter den Lippen erscheint er in zwei Reihen besonders geordnet. Sehr merkwürdig ist die Lockenbildung. Das Haar fällt rechts und links von den Ohren zur Schulter herab, um dann nach oben etwas sich aufwärts zu ringeln. Oberhalb der Stirn liegen zwei vorn mit den Spitzen sich vereinigende Hörner. Die Kopfbedeckung ist ein federartiger zylindrischer Aufsatz, um den ein zweifaches Band in der Höhe der Hörnerspitzen läuft. Unter den Hörnern ist eine Ornamentierung auf der Stirn vorhanden, die entweder den Beginn der Federkrone oder

1) Vergl. unten S. 32.

kleine Stirnlöckchen darstellen soll. Die Gestalt ist mit einem bis zu den Knöcheln reichenden Gewande bekleidet, dessen unterster Teil unterhalb eines Bändchens frausenartig gearbeitet ist. Über der Hüfte wird der Rock durch einen breiten Gürtel zusammengehalten, an den Oberarmen findet er durch schmale bandartige Streifen dicht unter den Achselhöhlen seinen Abschluß. In der Gegend des Bauches ist in einer Kartusche die Keilinschrift II, mit der Inschrift auf Stein 2 gleichlautend, eingemeißelt. Die gesamte Höhe der männlichen Figur beträgt 1,27 m, die Länge des Gewandes

Abb. 7: Schürfloch A. Stein 3 (Gott).

0,82 m, die Breite der Fransen 0,10 m, diejenige des Gürtels 0,075 m. Die Keule ist 0,50 m lang, wovon 0,10 m auf die Keulenkugel entfallen. Der über die Kugel hinausragende Teil ist 0,05 m lang. Der Gegenstand in der linken Hand hat eine Länge von 0,46 m.

Stein 4. Auf dem dritten Steine der Fassade ist eine Jagdszene dargestellt. Ein nach Osten schreitender Hirsch von zehn Enden, der sich nach dem Jäger umsieht, wird von einem hinter ihm gehenden Bogenschützen anvisiert. Der Kopf des Jägers ist en profil, nach Osten schauend, gezeichnet, der linke Arm und das rechte

Bein dem Hirsche zugekehrt, derart, daß der Körper unterhalb des Gürtels in Vorderansicht und zwischen Gürtel und Hals in Rückenansicht dargestellt ist. Haar- und Barttracht scheint dieselbe zu sein wie bei der Mittelfigur, nur fehlen der Kopfputz und die Hörner, an deren Stelle ein einfaches Band um das Haupthaar geschlungen ist. Auch hier ist der Kopf und vor allem wieder die Nase von hervorragender Größe. Die Lage des rechten Armes ist wenig künstlerisch, da die Hand solcherart unmöglich an den Pfeil gelangen kann. Die Gewandung reicht beim rechten Beine

Abb. 8: Schürfloch A. Stein 4 (Hirsch und Jäger).

nur bis oberhalb des Knies, bei dem linken dagegen bis zum Knöchel herab. Auch hier bildet eine Ausfransung den unteren Abschluß des Rockes, der an den Oberarmen mit einem Bande endigt. Die Füße sind unbeschuht. Die gesamte Höhe der Figur beträgt 1,38 m. Der Gürtel ist 0,07 m breit, der Hirsch 1,02 m lang.

Der letzte Stein 5 der Hauptfassade ist kleiner und niedriger als die übrigen und trägt keine Darstellung.

Der Stein 6 steht im Norden rechtwinklig zu der vorbeschriebenen Wand. Das auf der Ostseite angebrachte Bild stellt ein nach Süden gerichtetes, mit einem menschlichen Kopfe versehenes ge-

flügeltes Tier dar. Der bärtige Kopf ist en face. Er trägt kurze, kräftige, auseinanderstehende Stierhörner. Durch breite Bänder über der Stirn scheint ein mit dünnen, parallelen Bändchen umwickelter konischer Kopfputz befestigt, auf dessen Spitze ein etwas breiterer Aufsatz sich befindet. (Oder sollte es sich hier um einen aufwärts gerichteten Haarbüschel handeln?) Bei diesem Bilde ist die Nase sowie ein Teil der rechten Seite des Gesichtes abgeschlagen. Die Haarlocken zeigen eine andere Ornamentik als auf Stein 3. Der Bart trägt ähnliche Form wie bei den bereits beschriebenen mensch-

Abb. 9: Schürfloch A. Stein 6 (Geflügeltes Tier mit Menschenkopf).

lichen Gestalten. Die Zeichnung der Brusthaare des Tieres besteht aus großen Schuppen. Die Bauch- und Rückenhaare sind netzartig dargestellt, die Rippen stark akzentuiert. Die Füße gleichen eher Löwentatzen. Die Muskulatur der Beine ist stark entwickelt. Sie wird hier wie bei den übrigen Tieren durch rohe Linien versinnbildlicht, während sie bei den menschlichen Figuren gänzlich fehlt. Die Länge des Tieres betrug, soweit wir es abmessen konnten, etwa 1,55 m. Doch ist zu bemerken, daß der Stein 6 von einem anderen nicht zu dieser Wand gehörigen Steine im Norden abgeschlossen wurde, der zufällig an diesen Ort gefallen war, sodaß das Hinterteil

des Tieres auf unserem Orthostaten verdeckt wurde. Die Flügelhöhe betrug 1,35 m. Der Abschluß des Kopfes ist in gleicher Höhe, der Kopfputz 0,16 m höher. Die Hörner stehen 0,46 m auseinander.

Die Schürfung B wurde in einiger Entfernung südöstlich der ersten Fundstelle angesetzt. Wir fanden eine ganze Anzahl behauener Steine, die fraglos infolge eines großen zerstörenden Ereignisses, eines Brandes oder eines Erdbebens, übereinander gefallen sind. Einzelne Steine zeigten abermals Darstellungen größerer Tiergestalten; es ist mir wahrscheinlich, daß drei dieser Steinplatten noch an ihrer alten früheren Stelle waren. Die zwei größeren davon standen aufrecht, parallel zueinander, von Süd nach Nord, mit einem Zwischenraum von einigen Schritten. Die Skulpturen waren an den einander zugekehrten Seiten. Vielleicht flankierten sie das Innere, den Durchgang eines weiteren Tores. Von dem westlichen Orthostaten Stein 7 war nur noch der untere Teil erhalten. Die in Relief gearbeitete Seite war im Osten. Sie stellte einen nach Norden schreitenden Vierfüßler dar, unter dessen Bauche sich zwei weitere kleine Tiergestalten gegenüber standen; die eine schien ein kleiner Löwe zu sein, die andere ein Greif. Es waren nur noch Teile der hinteren Partien des größeren Tierbildes und die unteren Teile der kleineren Tiere intakt.

Die östliche Steinplatte 8 trug ihr Bild auf der Westseite Der vordere Teil hatte sehr große Ähnlichkeit mit dem Stein 1 im Schürfloch A. Das Tiergebilde war gleichfalls nach Norden gerichtet. Die Füße waren greifen- bezw. vogelartig. Unter dem Bauche sah ich wiederum Ansätze von kleinen Tiergestalten, von denen die eine, soweit es sich erkennen ließ, als ein Löwe zu bezeichnen war. Die Länge des großen Tieres einschließlich des ersten Hinterbeines betrug 1,60 m. Weiter konnte die Steinplatte wegen anderer daran liegender schwerer Steine nicht freigelegt werden.

Rechtwinklig zu diesem Orthostaten im Osten befand sich der gleichfalls aufrecht stehende Stein 9 mit skulptureller Behandlung auf seiner Nordseite. Diese zeigte einen Teil eines nach Westen gerichteten und, wie es schien, geflügelten Tieres. Nur die unteren Teile nebst Flügelansätzen waren erhalten. Es ist nicht unmöglich, daß sich im Osten an den Stein 9 weitere Platten mit bildlichen Darstellungen angeschlossen haben, analog der Anlage im Schürfloch A, und daß eine gleiche Querwand auch jenseits (im Westen) des gegenüber liegenden Steines 7 im Schutte begraben liegt.

Im Schürfloch C, nordöstlich von der letztbeschriebenen Fundstelle, zeigten sich wiederum verschiedene, buntdurcheinander ge-

Abb. 10: Schürfloch B. Stein 8 und 9 (Tiertorsen).

worfene Steine. In erster Linie sei Stein 10 genannt, der größte Orthostat, den wir überhanpt im Tell Halaf bloslegen konnten.

Es war dies der Torso eines riesigen Tierbildes, das ebenfalls mit Stein 1 in Schürfloch A gewisse Ähnlichkeit zeigte. Die Steinplatte war nach Norden gerichtet, die Skulptur auf der westlichen Seite. Wir konnten das Tiergebilde nur bis zum Beginne des hinteren Beines freilegen. Bis dahin maß es 1,80 m in der Länge. Vom Sockel bis zum Hinterteil des Rückens betrug die Höhe 1,50 m. Damit war die Höhe des Tieres jedoch keineswegs erreicht. Insbesondere schien der Rücken nach vorn ansteigend gewesen zu sein. Bei diesem Tierbilde war die Behandlung eine besonders auffallende. Stark modellierte Haarsträhnen ließen an der Brust und den vorderen Seitenteilen eine Mähne vermuten, die sich hinten nach oben hin verjüngte und dort wohl in einen Flügel auslief. Die Haare auf dem Bauche und Rücken waren netzartig ornamentiert, diejenigen des Hinterbeines büschelförmig. Parallel dem Steinsockel war durch zwei Bändchen ein breiter Streifen auf dem Tierleibe abgesondert, dessen Behandlung den Anschein erregte, als habe der Bildhauer hier die einzelnen Rippen erkennbar machen wollen, ähnlich wie bei dem Orthostaten 6 im Schürfloch A. Die Beine zeigten eine kräftige Muskulatur, durch grobe Linien versinnbildlicht. Unter dem Leibe befanden sich wieder zwei kleinere Tiergestalten, ein an den Füßen aufgehängter Hirsch und ein mit einem langen Halse versehenes Tier, dessen Gattung (vielleicht war es ein Greif), nicht genau zu erkennen war. Die Höhe des Hirsches betrug 0,32 m.

In demselben Schürfloche fanden wir einen gewaltigen Vogelkopf, Stein 11, der augenscheinlich zu dem Torso des Tierkolosses gehörte. Der Schnabel war raubvogelartig gekrümmt. Die Augen waren röhrenförmig, nach vorne stark vorspringend, dargestellt. Oben auf dem Kopfe war ein von einem erhabenen Rande umgebenes Loch angebracht, das zur Aufnahme irgend eines vielleicht einhorn- oder mähnenartigen Gegenstandes gedient haben mag. Auf dem Rücken des Kopfes waren die Haare wie nach rechts und links auseinandergekämmt geordnet. Die Gesamtlänge des Kopfes betrug 0,78 m, die des Schnabels 0,44 m.

Allem Anschein nach handelt es sich hier um einen riesigen geflügelten vierfüßigen Greifen, wie wir ihn in kleinerem Maaßstabe wiederholt unter den Tierleibern auf den Orthostaten dargestellt gefunden hatten.

Ferner fand sich in dem Schürfloche noch der Rest eines weiteren Tierbildes, Stein 12, von dem jedoch nur ein Teil des

Vorderbeins sowie zwei weitere kleinere Darstellungen unter dem Bauche des Kolosses erhalten waren. Unter diesen war ein mit

Abb. 11: Schürfloch C. Stein 10—13 (Greif und Kapitell).

starkem, rückwärts gebogenen Gehörn versehener Steinbock deutlich zu erkennen, dessen Höhe bis zum Gehörn etwa 0,40 m betrug.

Schließlich enthielt dasselbe Schürfloch C noch ein Säulenkapitell (oder Säulenbasis?), Stein 13. Dieses zeigte acht herunterhängende, gebogene, stumpfwinklige Blätter, ringförmig gruppiert, über welche oben ein gefranstes Band gelegt war. Das Kapitell hatte einen Durchmesser von 0,68 m. Darunter war noch ein Teil der runden Säule erkennbar.

Die verschleierte Göttin.

Das letzte Schürfloch D lage einige Schritte nordwestlich von dem vorhergehenden. Hier machten wir den merkwürdigsten unserer

Abb. 12: Schürfloch D. Stein 14 (Die verschleierte Göttin).

Funde, Stein 14. Es war der Torso einer menschlichen Gestalt, von der ich auf den ersten Blick den Eindruck gewann, daß der Künstler damit ein verschleiertes Frauenbild, eine Göttin, darstellen wollte. Der Kopf wuchs unmittelbar aus einem viereckigen Steinstück hervor, das nur wenig breiter war als der Hals. Schultern und Arme fehlten. Von der Brustgegend an abwärts war der Stein nach innen zu abgeflacht, derart, daß nur an den Rändern zwei breite, erhabene, eckige Streifen senkrecht verliefen. Auf dem linken Streifen waren zwei Zeilen Keilschrift eingemeißelt, über denen oben

eine kleine Querschrift angebracht war. Unten war die Steinsäule schräg abgebrochen, was leider auch eine Verstümmelung der Inschrift zur Folge hatte[1]. An der Seite des Steines waren schuppenartige Motive vorhanden, die vielleicht Ansätze von Flügeln sein sollten.

Die Behandlung des Gesichtes hatte im Gegensatz zu den groben männlichen Zügen auf den anderen Orthostaten etwas durchaus weichliches und verschwommenes. Das Antlitz war ganz flach dargestellt, die Backenknochen und das Oval der Wangen nur angedeutet. Die Lippen waren sehr fein behandelt, eine Eigentümlichkeit, welche übrigens dieses Bild mit den anderen des Tell Halaf teilte. Nur die Nase, von der nur ein Teil erhalten war, ragte kräftig hervor. Das Kinn war bartlos und glatt, die Konturen kaum erkennbar. Das Gesicht trat nur in sehr geringem Maße aus dem Hals hervor, der eine kaum merkliche Verengung darstellte. Die Augenhöhlen waren sehr groß. Der obere Teil des Kopfes war geborsten, und beim Graben fielen die beiden Teile auseinander. Der Riß ging gerade über die Augen. Das eine Auge war unversehrt vorhanden: ein schwarzer blank polierter eiförmiger Kern aus Basalt, 5 cm lang, 3 cm breit und 3 cm hoch, umgeben von einer weißen gipsartigen Masse. Dies steinerne Auge fiel zu Boden und wurde von mir nach Hause gebracht. Die andere Augenhöhle war leer.

Abb. 13: Schürfloch D. Das Auge der verschleierten Göttin.

Auf dem Haupte befand sich eine käppchenartige, der Kopfform sich anschmiegende Bedeckung, welche über der Stirn in einem breiten Bande abschloß. Das Käppchen hatte flache ringelartige Verzierungen. (Vielleicht wollte der Künstler auch nur ein Stirnband auf dem Kopfe und die Haare in ringelartiger flach aufliegender Form darstellen.) Von dem Stirnbande fielen vor den Ohren bis zu den Schultern zwei kräftige Bänder herab, deren Enden nach außen und aufwärts schneckenförmig geringelt waren. Zwischen diesen, unterhalb des Kinnes, fand der eigenartige Kopf-

1) Vgl. unten S. 32.

putz in einer wagerechten Linie seinen Abschluß, von der wiederum kleinere Bändchen bis zur Brustgegend herabfielen. Auch diese endigten meist (von dreien immer je zwei) in nach außen aufgedrehten Kringeln. Abwechselnd war immer ein längeres und ein kürzeres geringeltes und dann ein noch kürzeres ungeringeltes Bändchen gruppiert. Hinter den Ohren konnte ich vier größere und ebensoviele zwischen ihnen liegende kleinere Bänder, die von dem Käppchen oder dem Stirnbande herabhingen, zählen; doch dieses Muster schien, nach der Analogie mit einem weiteren Funde (Stein 15) zu schließen, um den ganzen Kopf gelaufen zu sein. Diese Bändchen für Haare oder Locken zu halten, erachte ich als ausgeschlossen, weil die Haare auf den übrigen Steinbildern des Tell Halaf ganz anders dargestellt sind, und weil unmöglich vorn am Halse Locken gezeichnet werden konnten. Von Haaren war auf dem Bilde nichts zu sehen — wenn man die Darstellung eines Käppchens annimmt — es sei denn, daß die kleinen, unmittelbar unter dem Käppchen oder dem Stirnbande liegenden Ornamentierungen, vorn auf der Stirn, als Locken aufzufassen sind.

Die ganze Art dieses Kopfputzes sowie das Mystische in dem Gesichtsausdruck läßt den Gedanken unabweisbar erscheinen, daß wir es mit einem Frauenkopf zu tun haben, und daß der Bildhauer das Gesicht zwischen den beiden von den Schläfen herabhängenden großen Bändern mit einem Schleier bedeckt darstellen wollte, von dessen unterem Teile die kleinen Bändchen am Halse herabfielen. Ganz ähnliche Schleier werden heute noch von den arabischen Frauen des persischen Golfes und von den Frauen egyptischer Beduinen in der Nähe des Suezkanales getragen. Der gewöhnliche von den Arabern übernommene egyptische Frauenschleier wird genau wie bei dem Frauenbildnis des Tell Halaf an einem breiten, flachen, um die Stirn gewundenen Bande getragen und durch zwei seitliche, an den Schläfen herabhängende Bändchen gehalten. Bei den Egypterinnen hält den Schleier zudem ein in der Nasenverlängerung zwischen den freiliegenden Augen verlaufendes drittes, vom Stirnbande herabfallendes Bändchen.

Haben wir es bei der verschleierten Göttin des Tell Halaf mit einer hermenartigen Büste zu tun, oder ist das von mir freigelegte säulenartige Steinstück nur der Teil einer gewaltigen Steinplatte gewesen, eines Orthostaten mit dem Leibe einer Sphinx? Für die erstere Auffassung spricht namentlich die gerade Haltung des Kopfes und die Behandlung der Brustgegend. Dagegen legt

der Verlauf der Linien des Hinterhauptes und des Nackenansatzes auf dem Steinfragment 15 die Vermutung näher, daß der Kopf auch unserer Göttin unmittelbar in den Rücken einer vierfüßigen Tiergestalt überging. Auch die Steinstreifen vorne könnten zu einer Figur ähnlich wie auf Stein 1 gehören. Spätere Ausgrabungen werden dieses Problem lösen.

Der Schleier maß vom Stirnband oder Käppchen bis zum Beginn der unteren herabfallenden Bändchen etwa 45 cm, in der Breite beim Beginn der herabfallenden Bändchen etwa 35 cm; die Länge des Gesichts vom Stirnband bis zum Kinn betrug ungefähr 35 cm, die Inschrift auf dem linken Steinstreifen war 32 cm lang.

Abb. 14: Stein 15, Aus dem Wasser gezogener Kopf.

Der mehrfach erwähnte Stein 15, anscheinend ein Analogon zu der verschleierten Göttin, und zwar ein Teil der linken Seite des Kopfes, der genau dieselbe Ornamentik und Behandlung wie die große Statue zeigte, war im Fluß gefunden worden, aus dem ich ihn herausziehen ließ. Meine tscherkessischen Gastfreunde behaupteten, daß dieses Kopfstück zu einer Frauenstatue gehört habe, auf deren Bauchgegend nach ihrer Beschreibung Keilschriftzeichen gestanden hätten. Leider war es mir unmöglich, weitere Teile der Statue aufzufinden.

An Inschriften konnte ich nur noch zwei kleine verstümmelte Keilschrifttexte auf abgebrochenen Steinstreifen feststellen.

Außerdem wurden zahlreiche größere und kleinere Stücke aus weißem Alabaster sowie von gebrannten Ziegeln und Tonscherben zutage gebracht, doch war es schwer, die Periode ihres Ursprungs nachzuweisen. Bemerkenswert schien mir die große Zahl verkohlter Gegenstände in einzelnen Schürflöchern. Herr Direktor Conventz vom Westpreußischen Provinzial-Museum in Danzig hatte die Güte, eine übersandte Probe als verkohlte Holzreste festzustellen, deren Struktur unter dem Mikroskop nicht mehr zu erkennen war. An Ort und Stelle schon hatte sich mir die Überzeugung aufgedrängt, daß die Gebäude des Tell Halaf durch Brand zerstört worden seien.

Ferner fand ich einen merkwürdigen hellgelben, aus gebranntem Ton hergestellten Zylinder von etwa 7 cm Länge und 1 cm Durchmesser, der an dem einen Ende eine Öse zum Aufhängen hatte, sowie eine alte Tonspindel, wie man sie in großer Anzahl in Sendschirli gesehen hat. Aus einer späteren Aera ist eine sehr schöne bronzene Pfeilspitze zu erwähnen, ähnlich denen, die auf dem Schlachtfelde von Marathon gefunden worden sind. Auch einige Kameen aus seleucidischer Zeit wurden mir übergeben. Schließlich fanden sich eine Reihe von Münzen aus der oströmischen Kaiserzeit, sowie eine Anzahl muhammedanischer Münzen. Keine war jünger als das XIV. Jahrhundert n. Chr.

Archaeologisches.

Ich darf die Ergebnisse meiner Grabungen am Tell Halaf folgendermaßen zusammenfassen, wobei ich von den kleineren zuletzt erwähnten Funden absehe. Es wurden bloßgelegt:

1) Kleinere Steinplatten, auf welchen, ohne sie ganz auszufüllen, in Hochrelief Menschen- und Tiergestalten eingemeißelt waren: Stein Nr. 2, 3, 4, 6 und 9. Diese Platten waren etwa 1,30 m hoch.

2) Größere Tierbilder: Stein Nr. 1, 7, 8, 10 und 12. Bei keinem war die Höhe bis zum Rücken erhalten. Es ist daher nicht festzustellen, ob der Rücken durchgebildet war, derart, daß diese Orthostaten als selbständiges architektonisches Beiwerk an die Mauer angelehnt erschienen; vielmehr ist es wahrscheinlicher, daß auch diese Platten weitere Bauteile zu tragen bestimmt gewesen waren.

Nur ihr vorderer, Beine, Brust und Kopf darstellender Teil ragte, nach beiden Seiten hin bearbeitet, zweifellos aus dem Bau frei hervor.

Ich habe keines dieser größeren Steinbilder mit Kopf vorgefunden, jedoch möchte ich annehmen, daß alle Greifenköpfe wie Stein 11 getragen haben. Die Vorderfüße dieser Tiere zeigten sämtlich ausgeprägt vogelkrallenartige Behandlung. Unter ihren Leibern waren regelmäßig zwei kleinere Tiergestalten abgebildet.

3) Die verschleierte Frau: Stein 14 (und 15).

4) Das Kapitell (Säulenbasis?) mit herabhängenden Blatt-Motiven: Stein 13.

Der gesamte Habitus meiner Funde weist sie dem Bereich der Hettiter zu, deren Geschichte noch sehr im Dunkeln liegt, deren Schrift und Sprache wir noch kaum kennen, und von denen nur sehr wenige bauliche Überreste bisher aufgedeckt worden sind. Die rohe Behandlung der Skulpturen von Tell Halaf läßt es als ausgeschlossen erscheinen, daß sie einer jüngeren, der assyrischen Kunstepoche angehören. Einzelne der Steinbilder weisen eine weitgehende Ähnlichkeit mit den hettitischen Funden von Sendschirli auf[1]. Dort sind dieselben beiden Arten von behauenen Platten vorgekommen, und die Behandlung der Orthostaten ist, was Größenverhältnisse und Darstellung angeht, nahezu übereinstimmend.

Die großen Orthostaten (Stein 1, 7, 8, 10 und 12) können ferner mit den großen menschenkopf-geschmückten assyrischen Stieren z. B. des Sargon-Palastes von Chorsabad verglichen werden, wo sie an der Laibung der Torburgen zur rechten und linken des Zuganges im Eingangstore innerhalb der eigentlichen Tür stehen, derartig, daß die über die Außenmauern der Torburg herausragenden Köpfe dem Eintretenden entgegensehen. In derselben Weise waren die großen Orthostaten in Sendschirli und auch in Boghazköi aufgestellt, das gleiche gilt wohl für den Tell Halaf.

Daß es sich am Tell Halaf bei diesen Eck-Orthostaten mit großer Wahrscheinlichkeit um Greifen handelte, wurde bereits hervorgehoben. Wie Sendschirli im Zeichen des Löwen, scheint mir der Tell Halaf im Zeichen des Greifen gestanden zu haben. Ganz neu und ohne Analogie sind hier die beiden kleineren Tiergestalten unter den größeren Tierleibern. Von ersteren schien regelmäßig ein Tier ein vierfüßiger, geflügelter Greif zu sein, der

1) Die Orthostaten der Torburg von Sendschirli sind hettitisch, große andere Bauteile des Ruinenortes aramäisch.

meist ein jagdbares anderes Tier, einen Hirsch oder einen Steinbock, angriff. Jedenfalls fehlte, wenn zwei kleine Tiergestalten zusammen dargestellt waren, der Greif niemals. Bei einem der großen Orthostaten (Stein 10), zu dem ohne Frage der Greifenkopf (Stein 11) gehörte, fand ich unzweideutige Ansätze eines Flügels.

Raubvogelköpfe auf nicht vogelartigen Gestalten, auf einem Vierfüßler (Greif), oder auf einem menschlichen Körper, sind in Vorderasien wiederholt vorgekommen. Aus hettitischem Gebiet, aus Boghazköi, kennen wir einen im Berliner Museum aufbewahrten vollständig ausgehauenen kleinen Vogelkopf. Im III. Heft der Ausgrabungen in Sendschirli, „Tor-Skulpturen" von Prof. von Luschan, ist auf Tafel 43 ein vierfüßiges, geflügeltes, greifenartiges Wesen und auf Tafel 42 ein menschlicher Körper mit einem Vogelkopf abgebildet. Lehmann-Haupt, Materialien zur älteren Geschichte Armeniens und Mesopotamiens, Berlin 1907, stellt in Fig. 66 einen geflügelten Greifen dar, dessen Kopf und schuppenförmige Haarbildung mit meinen Funden vom Tell Halaf Ähnlichkeit besitzt. Der Kopf hat einen rohrartigen oben offenen Aufsatz. Hier handelt es sich um einen bronzenen Kleinkunstgegenstand von nur 28 cm Länge und 21,7 cm Höhe. Ein weiterer der Kleinkunst angehöriger Vogelkopf aus Elfenbein ist in Ninive gefunden worden[1]. Bei diesem treten die Augenhöhlen in ähnlicher Weise hervor wie bei dem Greifen auf meinem Stein 11. — Die gedachten vorderasiatischen Darstellungen mit einem Vogelkopfe sind vielleicht eine Folge egyptischen Einflusses.

Der langgestreckte schreitende Löwe auf Stein 2 hat sehr große Ähnlichkeit mit den Löwen von Sendschirli, er erinnerte mich an den von mir gefundenen Löwen von Harran[2], der aber gedrungener war, sowie an ein kleineres Tierbild, auf das ich im Tektek-Gebirge, in Sugh Matar, gestoßen bin.

Der Gott auf Stein 3 hat manche Analogien mit der hettitischen Darstellung des Wettergottes Teschup[3], wie er uns in Sendschirli usw. entgegentritt. Aus dem Hammer oder der Axt, den der Teschup, wie der altdeutsche Donnergott Tor, geschwungen hat, ist im Tell Halaf die runde Erdpech-Keule geworden. Solche Keulen werden auch heute noch in Syrien und Mesopotamien ge-

1) Vgl. Layard, Niniveh and Babylon, S. 362.
2) Vgl. oben S. 8.
3) Vgl. z. B. L. Messerschmidt, Die Hettiter, AO. IV,1 S. 25.

tragen: eine Asphaltkugel auf eine Holzstange aufgesetzt, die freilich nicht, wie bei dem Gott, über die Kugel hinausragt. Nach den historischen Zeugnissen benutzten schon zur Zeit der Kämpfe Roms mit Palmyra die Syrier Keulen mit Kugeln aus Erdpech. Die bumerangartige Waffe des linken Armes findet sich wiederholt in Sendschirli (z. B. Ausgrabungen Heft III S. 224/5) usw. Auch die Kleidung ist echt hettitisch. Die vorn auf der Stirn zusammengehenden Hörner und die Federkrone als Kopfputz haben vielfach Analogien in der antiken Welt Vorderasiens, insbesondere mit der bekannten assyrischen Hörnermütze. Sehr merkwürdig ist jedoch die absolute en face-Stellung des Gottes einschließlich der Füße.

Der Hirsch mit dem Jäger auf Stein 4 ähnelt den Darstellungen in Sendschirli, wo allerdings Hirsch und Jäger auf besonderen Steinen aufgemeißelt sind.

Ganz eigenartig wirkt der Stein 6. Auch hier steht der Kopf wieder en face. Der aufragende Kopfputz des hörnergeschmückten bärtigen Hauptes ist hettitisch. Die Haartracht erinnert an die künstlichen Locken bei den Frauen im mittleren egyptischen Reich; sie ist übrigens auch noch anderweitig in hettischem Gebiet gefunden worden. Die Stilisierung der Rippen und der Körperhaare auf Stein 6 und ferner auf Stein 10 ist in mancher Hinsicht ein Novum.

Die Anordnung der größeren und kleineren Orthostaten in zinnen- oder treppenförmiger Art findet sich in derselben Weise bei den Torburgen von Sendschirli und ähnlich bei den späteren assyrischen Bauten.

Das im Schürfloch C gefundene Säulenfragment (Stein 13), ist ganz ähnlich solchen aus Sendschirli, mit dem Unterschied freilich, daß letztere meist eine doppelte Reihe von Blätter-Dekorationen besitzen, deren Spitzen einander gegenüberstehen und zwischen sich einen Steinwulst haben.

In der nächsten Nähe des Tell Halaf soll nach den Mitteilungen, die ich an Ort und Stelle erhielt, auf einem Hügel ein steinernes Tierbild stehen, das mir als das eines Ebers bezeichnet wurde. Danach trage der Hügel selbst den Namen Tell Chanzir (Schweinehügel). Allerdings hieß es, daß der Kopf fehle. Vielleicht handelt es sich hier um den Torso eines geflügelten Stieres, dessen Klauen ja denen eines Ebers ähnlich sind.

Einige Tagereisen südöstlich vom Tell Halaf am unteren Chabur sind in 'Arban u. a. vier geflügelte Stiere mit Menschenköpfen, ein Löwenorthostat, sowie zahlreiche egyptische Kleingegen-

stände aus der 18. Dynastie (15. Jahrhundert v. Chr.) gefunden worden. Die Steinbilder scheinen mir nach ihrer künstlerischen Behandlung eine Mittelstellung zwischen den Orthostaten von Tell Halaf und von Sendschirli einerseits und den assyrischen andererseits einzunehmen[1]. Wir wissen weiter von zwei großen Löwen mehr im Westen, aus Arslan Tasch bei Hadjib im Serudj, die nach der Abbildung bei Chesney[2] im Gegensatz zu den assyrischen noch ganz archäischen Charakter zeigen. Sie sind in Basalt, 12 Fuß lang, über 7 Fuß hoch und gleichen dem Löwen von 'Arban. Auch sind neuerdings im Serudj Steinplatten gefunden worden, in ähnlicher Größe wie die kleineren Orthostaten vom Tell Halaf, auf denen in Relief ein stehender Mann eine Platte mit Schalen, vielleicht Opfergaben, mit erhobenen Armen über dem Kopfe trägt[3]. Sie entstammen ohne Frage demselben Ruinenfeld bei Hadjib.

Historisches.

Ich habe auf den Steinen des Tell Halaf an drei Stellen Inschriften sowie zwei weitere Inschriften-Fragmente, die von anderen Steinbildern herrührten, gefunden. Alle diese waren mit Keilschriftzeichen geschrieben. Zwei der Inschriften, beide gleichlautend, fanden sich in Kartuschen, über dem Löwen (Stein 2) und auf dem Gott (Stein 3). Nach Professor Delitzsch, welcher die Inschriften gelesen hat, und, wie bereits erwähnt, demnächst eingehender behandeln wird, lauten sie: „Palast des Kapar, des Sohnes des Hanpan".

Das verschleierte Frauenbild trug die dritte Inschrift auf dem linken herabfallenden Streifen. Von ihr war nur ein Rest erhalten. Darüber, direkt unter dem Schleier, waren in Spiegelschrift weitere Keilschriftzeichen angebracht — wohl als Fortsetzung oder Schluß der größeren Inschrift — die den Götternamen Aschur enthielten.

1) Vgl. Layard a. a. O. S. 275—283. Eines dieser Tierbilder fand ich in 'Arban noch an Ort und Stelle. Vgl. mein „Vom Mittelmeer zum persischen Golf" Bd. II S. 19.

2) Vgl. Chesney, Expedition to the Euphrates and Tigris Bd. I S. 114.

3) Als ich mich 1899 in Aleppo befand, wurde ein solcher Stein gerade auf einem Ochsenkarren angefahren, um nach dem kaiserlich ottomanischen Museum in Konstantinopel gebracht zu werden. Dieses unter der vortrefflichen Leitung O. Hamdy Beys und seines Bruders Halil Beys stehende Institut birgt eine Reihe weiterer hettitischer Funde.

Auf zwei Steinfragmenten fanden sich die Inschriften Nr. 4: „Kapar, Sohn des Hanpan", und Nr. 5: „Palast".

Mit absoluter Bestimmtheit können wir hieraus schließen, daß auf dem Tell Halaf ein Palast gestanden hat. Ob das Bild der verschleierten Göttin innerhalb des Palastes oder in einem besonderen Tempel sich befunden hat, ob nur das eine von mir ausgegrabene Bild oder mehrere Statuen von ihr hier aufgestellt waren, wird sich erst später feststellen lassen. Der Umstand, daß das Bild in einem Schürfloch gefunden wurde, nördlich der nach Norden schauenden großen Orthostaten, welche augenscheinlich die Laibung von mehreren unweit von einander gelegenen Toranlagen ausmachten, läßt allerdings darauf schließen, daß es in einem eigenen, außerhalb des Palastes gelegenen Heiligtum stand.

Sämtliche Keilinschriften zeigen denselben Duktus. Wir wissen daß die Hettiter neben der auf zahlreichen Inschriftensteinen uns erhaltenen hieroglyphenartigen Schrift[1] — die wegen Mangels einer ausführlichen Bilinguis noch nicht entziffert ist — die Keilschrift benutzt haben, und zwar in einer Form, die von der altbabylonischen abweicht und der heute allgemein als assyrisch bezeichneten näher steht, derart, daß man anzunehmen pflegt, der sogenannte assyrische Duktus sei gerade während der hettitischen Herrschaft in Mesopotamien entstanden[2]. Nach dem Charakter der Schrift könnte man zu der Vermutung kommen, daß die Keilinschriften des Tell Halaf etwa um das Jahr 900 v. Chr. anzusetzen wären. Indes war, wie die Alabasterplatten des Assurnazirpal in Nimrud beweisen, die mesopotamische Kultur um diese Zeit schon zu solcher Höhe entwickelt, daß es schwer denkbar ist, ein mesopotamischer Künstler hätte damals noch so rohe Schriftzeichen geliefert. Ferner aber war damals und später die Macht Assyriens eine so starke, daß die Gegend vom Tell Halaf den assyrischen Königen zweifellos untertan oder mindestens tributpflichtig war. Nun hat aber Kapar sich als Erbauer des Palastes genannt, ohne seinem Namen einen Hinweis auf den assyrischen Oberherrn hinzuzufügen. Diese Unterlassung haben nicht einmal die Herren von dem viel entfernteren Sendschirli gewagt. Schon hieraus möchte ich ableiten, daß die Inschriften vom Tell Halaf zu einer Zeit entstanden sind,

1) Die bisher aufgefundenen hettitischen Inschriften hat L. Messerschmidt in dem Corpus inscriptionum hettiticarum in den Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft zusammengestellt.

2) Vgl. Niebuhr, Die Amarna-Zeit, AO. I, 2² S. 5.

als jene Gegenden von Ninive noch unabhängig waren, also vor 900, und zwar in der bisher noch so wenig bekannten Zwischenzeit, in welcher die babylonische Weltherrschaft gebrochen, aber von der assyrischen noch nicht definitiv abgelöst war.

In dieser Zwischenzeit, im zweiten Jahrtausend vor Chr., war, trotz der Vernichtung der politischen Macht Babylons, babylonische Kultur in Mesopotamien vorherrschend. Damals war ein vom Norden — woher, weiß man nicht genau — eingewandertes Volk, die Hettiter, in West-Mesopotamien zur Macht gelangt. Die Tontafeln von Tell Amarna berichten uns, daß um die Zeit der egyptischen Könige Amenophis III und IV der 18. Dynastie, um das Jahr 1450 oder 1400 vor Chr., der mächtigste südlichste Teil der Hettiter das Volk der Mitani war, das eine Zeit lang für Vorderasien eine Großmacht gewesen sein muß. In den Tell Amarna-Tafeln befinden sich mehrere Schreiben des Mitani-Königs Tuschratta. Eine Tochter Tuschrattas war eine der Frauen des Amenophis III (Nimmuria). Augenscheinlich hatten schon seit längerer Zeit Beziehungen zwischen den beiden Reichen bestanden, nachdem Egypten in Syrien festen Fuß fassen konnte.

Nach der geographischen Lage ließe sich sehr wohl annehmen, daß der Palast vom Tell Halaf zur Zeit der Tell-Amarna-Briefe und schon vorher ein Zentralsitz des Mitani-Königreiches in West-mesopotamien gewesen ist, zu dem Serudj, Harran, das Tektek-Gebirge und 'Arban gehört hätten; von Ninive wissen wir aus den Tell-Amarna-Briefen, daß es Tuschratta untertan war. Auch jenseits Westmesopotamiens erstreckte sich das Mitani-reich, wie es scheint, über Nordsyrien, vielleicht bis Damaskus und Ba'albek hinunter, und nordwärts nach dem Antitaurus und dem Taurus hin. Wie dem sei, jedenfalls waren die Bewohner des mesopotamischen Mitani-Reiches und die Leute von Send-schirli beides Zweige der Hettiter-Rasse, welche von einem anderen Zweige, den Cheta oder Chatti, aus einem noch unbekannten Grunde ihren Gesamtnamen erhalten haben. Die Fürsten dieser Hettiter residierten zur Mitani-Zeit mehr nördlich in einer Stadt namens Cheta, unweit des heutigen Dorfes Boghazköi[1].

---

1) Hier hat H. Winckler unlängst sehr bedeutsame Funde gemacht, über die er „Vorläufige Nachrichten" in den Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft zu Berlin (Dezemberheft 1907, No. 35) veröffentlicht hat.

Die Macht der Mitani ging sehr bald nach dem Tode Tuschrattas unter. Sie erlag dem Ansturm des genannten Bruderstammes, der Cheta.

Nachdem darauf die Assyrer eine Zeit lang ihre Macht weit nach Westen hin vorschieben konnten, erfolgte etwa um 1200 durch das Eindringen der Aramäer von Süden aus ein Rückgang der assyrischen Herrschaft, und es bildeten sich in Westmesopotamien eine Reihe von kleinen Staaten. Unter Tiglat Pilesar I, gegen 1100 v. Chr., bemächtigten sich die Assyrer wieder für eine kurze Zeit des westlichen Mesopotamiens. Aber erst unter Assurnazirpal verfiel dieses definitiv der aufkommenden Militärmacht des assyrischen Reiches; im Jahre 884 v. Chr. wurde Bet Hadipu (Halupi?) am Chabur unterworfen[1]. Ist das unser Tell Halaf?

Die Ergebnisse der bisherigen historischen Forschung bekräftigen die schon aus kunstgeschichtlichen Erwägungen nahe gelegte Vermutung, daß meine Funde am Tell Halaf hettitisch sind, und es erscheint die Annahme zulässig, daß Kapar entweder einer der Herren der Mitani oder ein Fürst aus der folgenden noch hettitischen Zeit gewesen ist, die nach dem Sturze des Mitanireiches, eintrat. Es ist aber auch die Annahme zulässig, daß der Palast in der übrigen, für Westmesopotamien noch gänzlich unbekannten vorassyrischen Periode erbaut worden ist. Vielleicht auch hat Kapar dieser letzteren, aramäischen Zeit angehört und nur seinen Namen auf die aus einer älteren Periode stammenden Steinbilder aufmeißeln lassen.

Die Beziehungen zwischen Egypten und dem Mitani-Reiche machen auch die egyptisierenden Anklänge auf Stein 6 des Tell Halaf erklärlich. Aus den Tell-Amarna-Briefen geht hervor, daß dem Könige Amenophis III. vor seinem Tode auf seine Bitte von Tuschratta das Götterbild der Ischtar von Ninive zugeschickt worden ist, das schon einmal vorher nach Theben gebracht worden war[2]. Auch sei daran erinnert, daß in den Tell-Amarna-Briefen wiederholt Teschup von Tuschratta als Beschützer seines Reiches genannt wird, derselbe Wettergott, welchen die Mittelfigur der Hauptfassade der von mir aufgedeckten Torburgseite darstellt (Stein 3).

1) Vergl. Winckler, Auszug aus der vorderasiatischen Geschichte S. 35, sowie Keilinschriftliche Bibliothek, Bd. I, S. 65 u. 97.

2) Vgl. Winckler, Die Thontafeln von Tell-Amarna, Brief 20 (KB. Bd. V S. 49) und Niebuhr a. a. O. S. 10.

Mythologisches.

Wie die bildliche Darstellung des Wettergottes Teschup, so scheinen mir auch die andern Gestalten der Orthostaten vom Tell Halaf mit dem Natur- und Astral-Kult, der zur Hettiterzeit in Mesopotamien herrschte, in Beziehung gestanden zu haben. In den Tell-Amarna-Briefen werden Teschup, Schamasch und Ischtar

Abb. 15: Schürfloch D, Stein 14 (Die verschleierte Göttin).

von Tuschratta als seine besonderen Gottheiten genannt. Es war das wohl die Hauptgöttertrias der Mitani[1]. Teschup (Ramman-Adad) wird von Tuschratta mehrfach als „der Herr" bezeichnet. Er ist der Wetter- und Regengott: in Westmesopotamien hängt das Leben und der Wohlstand des Landes in erster Linie von der

1) Schamasch und Ischtar gemeinsam bei Winckler, Brief 19 (KB. V. S. 47).

natürlichen Bewässerung, dem Regen, ab. Aus diesem Grunde ist auch wohl Teschup die Mittelfigur in der Hauptfassade der von uns aufgedeckten Torseite. Die beiden ihn umgebenden Darstellungen, der Löwe und der pfeilsendende Jäger, sind vielleicht, wie auch anderwärts in Vorderasien, Sinnbilder für verschiedene Phasen der Sonne. Der geflügelte Löwe mit Menschenkopf, auf Stein 6, gleicht der Beschreibung, die uns von Nergal, dem Gott der Wintersonne, überkommen ist[1].

Vor allem aber weist das Bild der verschleierten Frau auf den dem vorderasiatischen Völkerkreise im Altertum eigenen mystischen Kult der Gestirne hin. Dieses Bild ist ohne jede Analogie. Ein über das Gesicht gezogener Schleier ist bisher in der vorgriechischen Antike noch nirgendwo dargestellt gefunden worden. Allerdings scheint eine Reihe gerade hettitischer Frauenbildnisse einen großen Tuchstreifen nach hinten geworfen zu tragen, der vielleicht als Schleier gedacht werden könnte. Aber im Tell Halaf haben wir es mit dem ältesten verschleierten Bilde zu tun, auf welchem meiner Ansicht nach das Gesicht tatsächlich durch ein Gewebe verdeckt erscheint.

Aus alter Zeit war bisher von einem verschleierten Bildwerke nur von Plutarch[2] berichtet worden, der in seinem Buche über Isis und Osiris schreibt, in Sais habe das Standbild der Athene, die man auch für die Isis halte, folgende Inschrift gehabt: „Ich bin das All, das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige. Meinen Schleier hat noch kein Sterblicher gelüftet". Aber bis jetzt ist in Egypten weder in Texten noch in künstlerischen Darstellungen irgend etwas gefunden worden, was man als reale Unterlage für die Aussagen Plutarchs ansehen könnte. Von einem Schleier ist auf den altegyptischen Denkmälern nirgends eine Spur zu sehen. Infolgedessen hat man den Bericht Plutarchs in den Bereich der Fabel verwiesen, als eine Erfindung des weitgereisten Griechen. (Schiller benutzte bekanntlich die Legende für sein Gedicht „Das verschleierte Bild von Sais".)

---

1) „Horn eines Stieres, ein Haarbüschel fällt auf seinen Rücken (?) herab; Menschenantlitz und letu eines . . . . . Flügel . . . . . seine Vorderfüße und einen Löwenleib, der auf 4 Füßen (ruht)." C. T. IX, 121. Vgl. Jeremias a. a. O. S. 127. — Nergal wird in den Tell-Amarna-Briefen als hettitische Gottheit genannt und zwar als gefürchteter Pestgott: der Winter bringt böse Krankheiten.

2) Vgl. die Ausführungen bei Parthey, Plutarch über Isis und Osiris, S. 14 ff.

Wir begegnen jedoch der Verschleierung wiederholt in der vorderasiatischen Mythologie, und der Schleier spielt auch in anderen Sagenkreisen eine Rolle. Auf der verschleierten Göttin des Tell Halaf ist der Name Aschur eingemeißelt. Damit ist der Hinweis auf die Darstellung der Gesamtgottheit gegeben, deren Name in der männlichen Form Aschur, in der weiblichen Aschera lautet — sei es, daß die kleine Spiegelschrift oben am Schleier der Statue mit dem Worte Aschur die Fortsetzung des übrigen verstümmelten Textes bildet, in welchem dann der Name der Göttin selber gestanden haben mag, sei es, daß wir es hier mit einem Wechsel der Geschlechter zu tun haben, wie er der asiatischen Mythologie manchmal eigentümlich ist. Aschera — und diese wird ohne Zweifel durch unser Bild dargestellt — ist dieselbe Gottheit, welche in anderer Form an anderen Orten als Aschtoret, Ischtar und Astarte-Venus in die Erscheinung tritt, und gerade auf diese Gottheit weisen eine Reihe von Schleiermythen hin.

Die Aschera-Ischtar ist die Göttin κατ' ἐξοχήν. Sie ist die Königin des Himmels und im guten Sinne die Göttin der Liebe und Fruchtbarkeit, die Helferin in aller Not. Als lebenspendende Göttin wird sie verschleiert dargestellt[1]. Daher sollte Tuschratta dem todkranken Amenophis III die Ischtar von Ninive̊h senden[2]. Wer die Göttin ohne Schleier sieht, muß sterben: die Entschleierung bringt den Tod, bedeutet den Tod.

In unverkennbarer Analogie hiermit steht die zehnte Tafel des Gilgamesch-Epos, in welcher als verschleierte und daher auch „jungfräuliche" Göttin auf dem Throne des Meeres Siduri-Sabitu sitzt und Gilgamesch auf seinen Irrfahrten die Wege weist[3]. Die Verhüllung bezw. Verschleierung ist auch im babylonischen das Zeichen der Braut. Im Zusammenhange damit steht der besonders schöne Brautschleier in den Ländern des Islam. Mit der Lüftung stirbt

---

1) Vgl. A. Jeremias, Das Alte Testament im Lichte des Alten Orients, 2. Aufl. S. 107 ff. Zum Schleier und seiner mythologischen Bedeutung S. 381, 342 Anm. 5, 370, 440.

2) Der griechische Heilgott Telesphoros wird verhüllt dargestellt. Vergl. Gruppe, Griech. Mythologie II, 1455_1. Auch gibt es verhüllte Hygieia-Bilder. Die verschleierte Athena der Villa Albani (Reinach), Repert. de la Statuaire I, 226_1) ist wohl eine Athena Hygieia.

3) Vgl. Zimmern bei Schrader, Die Keilinschriften und das Alte Testament, S. 432; Jensen, das Gilgamesch-Epos in d. Weltliteratur, Bd. I S. 28.

die Mädchenschaft: „Mit dem Gürtel, mit dem Schleier, reißt der schöne Wahn entzwei".

Von besonderem Interesse für das Verständnis des Schleiers der Göttin des Tell Halaf ist auch das herrliche Gedicht von Ischtars Höllenfahrt[1]. Auf den bisher gefundenen Tontafeln ist es uns noch nicht vollständig überkommen. In seiner bis jetzt vorliegenden Gestalt ist es ohne Zweifel ein Fragment. In engen Beziehungen zu ihm steht die Persephone-Sage. Sein Sinn ist der folgende:

Tammuz, der Gott des Frühlings und der Sonne, der Liebhaber der Ischtar, stirbt und muß daher in die Unterwelt, das Land, aus dem es keine Rückkehr gibt. Die Göttin folgt ihm in ihrer Liebesnot, und nach ewigen Gesetzen werden ihr dort ihre Kleidungsstücke abgenommen: an dem ersten Tore die Kopf-Tiara, an dem zweiten die Ohrgehänge, dann die Halsketten, der Brustschmuck, der Hüftengürtel, Arm- und Fußspangen und schließlich am siebenten Tore ihr Sabatu, das „Schamtuch": der Schleier. Vollständig entkleidet wird Ischtar sodann durch den Pförtner der Herrin der Unterwelt, Erisch-Kigal, übergeben. Zwischen den beiden Göttinnen entbrennt sofort der Kampf. Ischtar wird gefesselt, mit 60 Krankheiten belegt usw. Darauf aber erstirbt das Liebesleben in der Oberwelt, und die Götter beschließen, Ischtar aus der Unterwelt zu befreien. Es wird Asuschunamir erschaffen, der ihre Rückkehr zu Wege bringt. Mit ihr kehrt natürlich Tammuz, der Frühling, zurück, der auf der Flöte fröhliche Weisen anstimmt. Der Reihe nach, so sagt das Epos, werden der Göttin bei den sieben Toren ihre Gewandstücke zurückgegeben, beim ersten ihr Schamtuch, der Schleier, beim siebenten die Kopf-Tiara. Die Heranziehung des Gedankens eines Flötenspielers ist einstweilen noch nicht klar. Nach anderer Erklärung wird der Spielmann (Orphens) in die Unterwelt geschickt, um die Ischtar (Euridice) zum Leben zurückzuführen. Auch wird ein Klagelied auf Tammuz am Schlusse unseres Epos gelesen. Wie so vielfach im antiken Legendenkreise finden sich auch hier also Umkehrungen der Geschlechter: Ischtar befreit den toten Tammuz, bezw. Orpheus die Euridice[2].

Auf der einen Seite haben wir es nun bei der Höllenfahrt der Ischtar mit einem Mythus zu tun, der das Leben der irdischen

1) Vgl. Übersetzung in Keilinschriftliche Bibliothek, VI, 1, S. 81 ff.

2) Vgl. Weber, Die Literatur der Babylonier und Assyrer, S. 101; A. Jeremias AO. I, 3[2].

Geschöpfe und der Natur auf der Erde betrifft: den Kreislauf von Tod und Leben, die Folge der Jahreszeiten, das Ersterben der Natur im Winter, wenn Ischtar sich entschleiern muß, und das Wiedererwachen der Natur und des Liebeslebens im Frühling — im „Wonnemonat Mai" für die kältere nordische Welt — wenn Tammuz und Ischtar aus der Unterwelt zurückkehren.

Nahe verwandt damit ist die Adonis-Sage. Heute noch soll sich ein Bach im Libanon alljährlich im Frühling rot färben zur Erinnerung an den schönen Adonis, den Buhlen der Aphrodite, den die Götter aus Eifersucht durch einen Eber haben töten lassen, dann aber mit seiner Geliebten in den Himmel erheben mußten. Adonis ist Tammuz[1]. Wir wissen von der Statue einer den Adonis betrauernden Aphrodite in Libanon, die verschleiert war.[2]

Mit der Wiederkehr der Frühlingssonne hängen auch die Freudenfeste mit ihren erotischen Mysterien im Orient usw. zusammen, bis zu unserem aus dem Morgenlande stammenden Karneval.

Aber auch der altdeutsche Sagenkreis hat ganz verwandte Anklänge: Baldr ist Tammuz; Siegfried (Tammuz) holt die Tarnkappe, den Schleier, von Alberich aus der Unterwelt. In Wagners Rheingold wird die holde Freya von den Riesen, dem Winter, entführt. Die Götter werden grau und mürrisch, und für ihre Rückkehr muß das Rheingold geopfert werden, bis die Göttin gänzlich von ihm verhüllt, verschleiert ist.

Auf der andern Seite ist in Ischtars Höllenfahrt aber auch ein täglich sich wiederholender astraler Vorgang zu ersehen. Die alten Mesopotamier hatten wie die heutigen Beduinen ungemein scharfe Augen. Der dortige Himmel ist hell. Die Sternkunde war für sie Lebensfrage, schon zur Weisung des Weges in der Wüste. Mit dem Leben der Sterne wurde das irdische Leben in Zusammenhang gebracht. So wurden der Lauf und die Eigentümlichkeiten der Sterne beobachtet. Man sah im Abend- und Morgenstern ein und dasselbe Gestirn, in dem dieselbe Gottheit gedacht wurde: die Aschera-Ischtar. Als Abendstern stürzt sie vom Himmel herab in die Unterwelt, wie die Sonne (Tammuz) im Winter.[3]

---

1) Vgl. Jeremias, das Alte Testament usw. S. 115.

2) Vergl. die Beschreibung der Venus Architis bei Macrob. Sat. I, 21, 5. Bei Kultstatuen der der Ischtar nahe stehenden Kybele (Mutter des Attis-Adonis) und Demeter kommen Verhüllungen vor, allerdings beschränkt auf Hinterkopf und Wangen.

3) Vgl. Jeremias a. a. O. S. 110.

Aus dieser Doppelstellung erklärt sich auch die zweifache Erscheinung der Göttin, als liebe- und lebenspendende und als männermordende. Damit wird auch der einmal weibliche und dann auch männliche Charakter der Gottheit in Verbindung zu bringen sein. Als männermordende ist sie Persephone.

Auf der sechsten Tafel des Gilgamesch-Epos verliebt sich Ischtar in Gilgamesch, wird von diesem aber aus Angst und unter Hinweis auf die schlechte Behandlung ihrer früheren Liebhaber verschmäht: allen, denen sie ihre Liebe geschenkt, ward sie zum Verderben. Darauf klagte Ischtar ihrem Vater Anu ihr Leid; dieser schuf den Himmelsstier, der jedoch von Gilgamesch und seinem Freunde Eabani (den Dioskuren) nach furchtbarem Kampfe getötet wird. Gilgamesch zieht als Sieger in die Stadt Erech, den Sitz der Göttin, ein.

Diese unfreundliche Göttin ist unverschleiert.

Die hauptsächlichsten Zentralsitze für den Kult der Ischtar waren Uruk-Erech und Akkad, Ninive und Arbela. Als eine weitere Kultstätte glaube ich den Tell Halaf festgestellt zu haben.

Es ist hier nicht der Ort, auf andere Schleier-Mythen einzugehen. Es sei nur noch auf die indische Himmelskönigin hingewiesen, welche Jeremias a. a. O. S. 108 abgebildet hat[1]. Sie ist, wie es scheint, wie eine Madonna mit dem Kinde dargestellt und zwar verschleiert, modernisiert, aber wohl nach alten Vorbildern. Moses (Marduk-Tammuz) ist verschleiert, als er nach vierzigtägiger Abwesenheit vom Sinai herabsteigt[2] (Exod. 34, 33 und 35), und Josef-Attar (die männliche Gestalt der Ischtar) — Tammuz wird durch die Frau Potiphars (die Herrin der Unterwelt) seiner Gewandung beraubt, entkleidet[3].

In der vorislamischen und späteren arabischen Sagenwelt spielt der Schleier eine besondere Rolle. Der letzte Imam, der Mahdi, verbirgt sich vor der Welt, bis er kommen wird, eine neue Ära einzuleiten. Der „Alte vom Berge" lebt unsichtbar auf seinem sagenumwobenen Schlosse Alamut. Mukanna, der verschleierte Prophet von Chorassan, und manche andere mehr oder weniger sagen-

1) Nach Niklas Müller, Glauben, Wissen und Kunst der Hindus, Tab. I,6.

2) Vgl. Winckler, Arabisch, Semitisch, Orientalisch. Mitt. d. Vorderasiat. Gesellsch. 1901, VI, 2 S. 155 und in Oriental. Lit.-Zeitung 1901 S. 290, bezw. Kritische Schriften II S. 70.

3) Vgl. Winckler, Arabisch, Semitisch, Orientalisch S. 154.

hafte Gestalten der islamischen Welt treten verhüllt in die Erscheinung. Wenn sie den Schleier lüften, bringen sie den Tod.

Ein weiterer Doppelsinn in der vorderasiatischen Götterlegende findet sich in dem Worte Aschera als „heiliger Pfahl" und als Name der Göttin Aschtoret-Ischtar[1]. Dieser würde, wie Winckler annimmt[2], durch das verschleierte Bild vom Tell Halaf seine Bestätigung finden — wenn wirklich der Kopf der Göttin auf eine Steinsäule, einen Pfahl, aufgesetzt gewesen ist. Dann hätten wir in der Göttin vom Tell Halaf die Zusammenfassung und Verkörperung der antiken Pfahl- und Schleier-Mythen. Das Sinnbild der Ischtar-Tammuz ist der Baum. Der Baum mit seinen Blättern ist verschleiert und stellt die Gottheit in der Oberwelt dar. Der entblätterte Baum, der Pfahl, ist der Tod, die Unterwelt.

Aus Babylonien kennen wir eine Reihe von Darstellungen der Pfahlgöttin, allerdings nur in ganz kleinem Maßstabe und regelmäßig mit Kopf und einem Teile des Oberkörpers, einschließlich der Arme, welche auf einen nach unten spitz zulaufenden Kegel, der die Gestalt eines Pfahles hat, aufgesetzt erscheinen[3]. Ein großes Bild, die Aschera-Ischtar als Herme darstellend, ist noch nicht aufgedeckt worden.

Zu meinem großen Bedauern konnte ich an eine systematische Ausgrabung bei meinem Besuche des Tell Halaf nicht denken. Dazu fehlte mir die Erlaubnis der türkischen Regierung, abgesehen davon, daß ich keine Werkzeuge usw. zur Verfügung hatte. Außerdem war ich gezwungen, weiter zu ziehen, um zur Jahreswende von 1900 zunächst wieder nach Deutschland und dann in meinen Dienst zurückzukehren. So ließ ich denn die bloßgelegten Steinbilder wieder mit Erde bedecken, um sie vor Zerstörung zu bewahren. Das Herannahen der Bagdadbahn wird die definitive Hebung dieser Schätze erleichtern. Ich bin überzeugt, daß der Tell Halaf für unsere Kenntnis der mesopotamischen Geschichte und insbesondere der Hettiter von größter Bedeutung werden wird.

---

1) Vgl. Winckler bei Schrader, Die Keilinschriften und das Alte Testament, 3. Aufl. S. 276 und Winckler, Arabisch, Semitisch, Orientalisch S. 157. Jeremias a. a. O. S. 321.

2) Vgl. Winckler, Arabisch, Semitisch, Orientalisch S. 157.

3) Vgl. die Abbildungen in Sarzec, Découvertes en Chaldée, Tafel I bis Nr. 3—7, V bis Nr. 1 b, c, XXVIII Nr. 1, XXIV bis Nr. 1 a, b. Ferner Perrot und Chipiez II S. 604, 530.

Vom Tell Halaf besuchte ich zunächst das noch nie von einem Europäer betretene 'Abd ul 'Aziz-Gebirge im Süden des oberen Chabur, in welchem ich eine Reihe von Ruinen-Orten feststellen konnte. Dann erreichte ich am Zusammenfluß des Chabur und Djaghdjagh beim Tell Heseke meine alte Reiseroute vom Jahre 1893. Darauf zog ich nach Mardin, Diarbekr und über Suwerek zurück nach Urfa. Westwärts, südlich der gewöhnlichen Karawanenroute marschierend, kam ich nach Biredjik und über Nizib, 'Aintab und den Anti-Taurus nach Adana, Tarsus und Mersina. Dann ging es über den Taurus, durch die cilicischen Pässe, nach Konia, von wo aus mich die anatolische Bahn nach Haidar Pascha-Konstantinopel brachte.

Inhalt:

Seite

Von Beirut zum Tell Halaf 5
Die Ausgrabung auf dem Tell Halaf 9
Die verschleierte Göttin 24
Archäologisches 28
Historisches 32
Mythologisches 36

Abbildungen:

Routenskizze des Verfassers 1:5000000 3
Abb. 1: Ansicht des Tell Halaf 12
Abb. 2: Schürfloch A. Rekonstruktion der Torfassade . . 12
Abb. 3: Schürfloch A. Grundriß der ausgegrabenen westlichen Seite der Torfassade 13
Abb. 4: Schürfloch A. Die westliche Torfassade 14
Abb. 5: Schürfloch A. Profil des Steines I, Greifentorso 14
Abb. 6: Schürfloch A. Stein 1 und 2 (Greifentorso und Löwe) 15
Abb. 7: Schürfloch A. Stein 3 (Gott) 17
Abb. 8: Schürfloch A. Stein 4 (Hirsch und Jäger) . . . 18
Abb. 9: Schürfloch A. Stein 6 (Geflügeltes Tier mit Menschenkopf) 19
Abb. 10: Schürfloch B. Stein 8 und 9 (Tiertorsen) . . . 21
Abb. 11: Schürfloch C. Stein 10—13 (Greif und Kapitell) 23
Abb. 12: Schürfloch D. Stein 14 (Die verschleierte Göttin) 24
Abb. 13: Schürfloch D. Das Auge der verschleierten Göttin 25
Abb. 14: Stein 15 (Aus dem Wasser gezogener Kopf) . . 27
Abb. 15: Schürfloch D. Stein 14 (Die verschleierte Göttin) 36

Dr Edward Glaser
Berlin 1891

Eduard Glasers
Forschungsreisen
in
Südarabien

Von

Dr. Otto Weber

Mit einem Bild Glasers

Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1909

Der Alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

10. Jahrgang, Heft 2.

Wegen der vielfach erweiterten Neudrucke empfiehlt es sich, stets nach Jahrgang, Heft, Auflage und Seitenzahl zu zitieren, also z. B.: AO. IV, 2^2 S. 15.

Als ich bei meiner Darstellung der Forschungsreisen in Südarabien (AO. VIII, 4) da abbrach, wo mit dem Auftreten Eduard Glasers die erfolgreichste Epoche dieser kühnen Unternehmungen einsetzt, war ich von der Hoffnung bestimmt, es werde sich doch noch einmal Glaser selbst für die Schilderung seiner Reisen im Rahmen der „gelben Hefte" gewinnen lassen. Inzwischen ist Glaser gestorben und ich folge der Aufforderung, nun auch die an Glaser's Namen geknüpfte Epoche in der Erforschung Südarabiens zu skizzieren. Nach der Lage der Dinge kann diese Skizze nur ein vorläufiges Bild zeichnen und muß lückenhaft bleiben, da das verfügbare Material nicht allzu ergiebig und Glasers Nachlaß der Wissenschaft noch nicht zugänglich ist.

Was Glaser an Tagebüchern und verstreuten Notizen über seine Reisen hinterlassen hat, ist so viel, daß lange Zeit vergehen wird, bis es gesichtet und durch entsprechende Veröffentlichung allgemein zugänglich geworden sein wird. Es wäre daher auch dann, wenn mir genaue Einsicht hätte gewährt werden können, unmöglich gewesen, den Nachlaß in größerem Umfang heranzuziehen. Nur über eine Reise, die denkwürdige Tour nach Marib, liegt ein vollständig ausgeführtes und druckfertiges Manuskript vor. Aber auch dies kann hier aus dem Spiele bleiben, da wir über dieselbe Reise einen ziemlich ausführlichen Originalbericht aus Glasers Feder haben.

So beschränkt sich die folgende Skizze auf das bisher schon gedruckte Material und hat in ihm auch völlig ausreichende Unterlagen, um ihren Zweck zu erfüllen, dem Leser in großen Zügen die von so großen Erfolgen gekrönte Forschertätigkeit Eduard Glasers vor Augen zu stellen. Möchte sie auch dazu beitragen, das in vielen Kreisen recht zwiespältige Urteil über den Verstorbenen zu klären und das Verständnis seines Werkes und seines Wesens zu fördern.

Eduard Glaser[1] wurde am 15. März 1855 in dem Dorfe Deutsch-Rust im böhmischen Bezirk Podersam geboren. Im Alter von sechs Jahren siedelte er mit seinen Eltern nach Dorf Troniz über, besuchte die Schulen von Liebeschitz, Lubenz und Litschkau, während welcher Zeit er auch in der Landwirtschaft seines Vaters mitarbeiten mußte. Im 13. Lebensjahre wurde er in die Unterrealschule nach Komotau gebracht. Da es damals in Komotau keine Oberrealschule gab und da auch Glasers Eltern verarmt waren, so sollte E. Glaser in dem Kontor eines Geschäftshauses in Saaz Stellung nehmen. Dies schlug der im 16. Lebensjahre stehende Jüngling rundweg ab, da er mittlerweile den Beruf zum Studieren in sich entdeckt zu haben glaubte, und ging auf eigene Faust nach Prag, um an der Oberrealschule seine Studien fortzusetzen.

Damit begann für Glaser eine schwere Leidenszeit. Aber gerade diese Zeit, die körperlich sehr nachteilig wirkte, war für seine Entwicklung von großer Bedeutung; denn außer seinen Schulstudien betrieb er emsig bis zur schweren Schädigung seiner Gesundheit das Studium der italienischen, spanischen und englischen Sprache. Seine Hausfrau aber machte in der Sorge um ihren Pflegebefohlenen dem Klassenlehrer Mitteilung. Durch das Eingreifen dieses verständnisvollen Mannes verlor freilich die gute Frau ihren Mieter, der aber gewann in einer Hauslehrerstelle bei dem Feldmarschallleutnant Freiherrn von Docteur günstigere Lebensbedingungen. Auch von anderen vornehmen Familien wurde jetzt Glasers Unterricht gesucht, und er erfreute sich bald verhältnismäßig großer Einkünfte. In einem Kaffeehause fand er die Zeitschrift „Das Ausland" und in ihr Berichte über Livingstones Reisen. Fortan stand bei ihm der Entschluß fest, ebenfalls Forschungsreisender zu werden, und seine Einkünfte, seine Studien waren ihm von diesem Augenblicke an Mittel zu diesem Zweck. Mit besonderem Eifer studierte Glaser damals die arabische Sprache und quälte sich, freilich ohne Erfolg, mit astronomischen Studien ab. Die Schule verlor nach und nach für ihn jeden Reiz; ja nach unliebsamen Zwischenfällen verließ er sie eigenmächtig ohne Zeugnis und — unternahm seine erste Reise, indem er, im Sommer 1873, fast durchwegs zu Fuß nach Paris wanderte. Im Oktober kehrte er nach Prag zurück, machte den Rest seiner Prüfungen an der Oberrealschule und trat an das Polytechnikum über.

Dort betrieb er hauptsächlich mathematische, physikalische und geodätische Studien, trieb daneben aber auch fleißig für sich und an der Universität Arabisch weiter. 1875 ging er, abermals ganz zu Fuß, wieder nach Paris, um dem internationalen Geographenkongreß beizuwohnen.

Nach Beendigung seines Triennium an der polytechnischen Hochschule absolvierte er 1876 sein Einjährigen-Jahr und bezog darnach Oktober 1877 die Universität Wien. Wahrmund ist hier sein Lehrer im Arabischen gewesen, und ihm hat er stets dankbare Anhänglichkeit bewahrt. Ein Jahr später wurde er durch Edmund Weiß als Eleve an die Sternwarte gezogen und nicht viel später zum Assistenten befördert.

---

1) Die folgenden Ausführungen geben hinsichtlich der biographischen Daten mit geringfügigen Änderungen den Artikel Adolf Mieslers in der „Geographischen Rundschau" Wien 1889 S. 136—140 wieder, der, von Glaser selbst durchgesehen, als authentisch angesehen werden darf.

Mancherlei Anerbietungen, sich an wissenschaftlichen Expeditionen zu beteiligen, lehnte Glaser ab, da sie seinen Plänen und Neigungen nicht entsprachen, so die Aufforderung des österreichischen Zweigkomitees der damaligen Association internationale zur Teilnahme an einer internationalen Expedition nach dem Congo, und den Antrag, mit Dr. Holub nach Südafrika zu gehen. Seine Vorstudien und Neigungen drängten ihn zur Betätigung im arabischen Sprachgebiet.

Da fügte es sich, daß Glaser im Jahre 1880 mit dem damaligen Privatdozenten an der Wiener Universität D. H. Müller bekannt wurde, von diesem die Anregung zur Erforschung Südarabiens erhielt und auch in das Studium der südarabischen Inschriften eingeführt wurde. Müller bemühte sich, in Wien die für die Expedition notwendigen Summen zu beschaffen. Glaser aber, der die Notwendigkeit erkannt hatte, sich zunächst im zivilisierten Orient mit den Sitten und der Sprache der Araber völlig vertraut zu machen, nahm eine Hauslehrerstelle an bei dem österreichischen Generalkonsul in Tunis, Dr. Theodorovich, und blieb dort bis Anfang 1882, wo er nach Alexandrien ging. Ende September trat er von dort über Djedda die Reise nach Hodeida an, wo er am 11. Oktober 1882 landete.

Die erste Reise.

Oktober 1882 bis März 1884.

In Wien war es trotz der Bemühungen D. H. Müllers nicht gelungen, eine ausreichende Geldsumme für Glaser zusammenzubringen. Nur 1250 fl. konnten flüssig gemacht werden. Dagegen hatte D. H. Müller den Erfolg, die Pariser Inschriftenakademie, die Herausgeberin des Corpus inscriptionum semiticarum, für das schon J. Halevy seine gefahrvolle und erfolgreiche Reise unternommen hatte, für Glasers Reisepläne zu interessieren. Von dieser Akademie wurden Glaser 6000 Frcs. zur Verfügung gestellt unter der Bedingung, daß die wissenschaftlichen Ergebnisse der Reise Eigentum der Akademie werden sollten.

Alsbald nach seiner Ankunft in Hodeida erkrankte Glaser nicht unbedenklich am Fieber. Die Behörden wollten seinen Aufenthalt in der Stadt nicht dulden, da er keinen Erlaubnisschein (Ferman) des türkischen Großherrn aufweisen konnte. Doch gestattete der in San'a residierende Wali (Gouverneur) Yzzet Pascha, daß Glaser als Privatmann, d. h. unter Zurücklassung seines ganzen wissenschaftlichen Rüstzeuges in Hodeida, nach San'a, dem Mittelpunkt des türkischen Yemen (s. AO. VIII, 4 Abb. 2), komme. In Yzzet Pascha fand Glaser überhaupt einen warmherzigen und verständnisvollen Freund und Gönner; freilich, von seinen eigentlichen Aufgaben hielt auch der ihn lange Zeit gewaltsam zurück; solange der großherrliche Ferman nicht

eingetroffen war, gestattete er Glaser nicht, die Stadt zu verlassen, wohl aber ließ er wenigstens seine wissenschaftlichen Apparate aus Hodeida herbeischaffen, mit deren Hilfe auch die lange Wartezeit von Glaser zu ergebnisreichen Beobachtungen ausgenutzt werden konnte. Diesen erzwungenen, fast ein ganzes Jahr, bis zum September 1883, währenden Aufenthalt in San'a benutzte Glaser[1] „zur Anstellung von regelrechten Beobachtungen sämtlicher meteorologischen Elemente, darunter jeden fünften Tag 24stündige Observationen, ferner zur Beobachtung des in jenen Gegenden deutlich sichtbaren Zodiakallichtes und zur genauen Ermittlung der geographischen Lage San'a's, die ihm als Ausgangspunkt für weitere astronomische Ortsbestimmungen im Innern des Landes dienen sollte. Über die mittels einer genau beobachteten Mondokkultation (β Cephei) ausgeführte Längenbestimmung hat er an die k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien einen detaillierten Bericht erstattet (abgedr. Sitzungsberichte 1884). Außerdem zog er bei Kabilen und Beduinen der verschiedensten Gegenden, die er unbemerkt in sein Haus kommen ließ, alle nur erdenklichen Nachrichten ein, darunter ganz besonders wertvolle über die verschiedenen Mundarten der Stämme."

Endlich, im Oktober 1883, traf die Erlaubnis für Glaser, ins Innere zu gehen, aus Konstantinopel in San'a ein und er schloß sich zunächst einer türkischen Expedition gegen die feste Stadt Suda (NW von San'a) an.

Auf dieser ersten Tour, die vom 16. Oktober bis 15. November dauerte, durchforschte er den Djebel Dhin, Amran, den ganzen Bergzug der Ajal Jezid mit den Ruinen Da'an, Beit Schahir, Schahran usw., streifte das Gebiet von Khabur und nahm diese ganze Gegend kartographisch und archäologisch auf.

Die zweite Tour führte Glaser in der Zeit vom 25. Nov. 1883 bis zum Januar 1884 in die Gegenden westlich und nordwestlich von San'a, die Hamdanitis mit den Hauptplätzen Schibam, Kaukaban, Tila, el Masana'a, Miswer, Hadje, Dhofir, A'ffar, Kohlan, Amran, den gesamten Baun und das Gebiet der Ayal Sorech umfaßte. Neben kartographischen und ethnologischen Aufnahmen waren die meisten der ersten 276 Inschriftennummern das Ergebnis dieser Tour.

Nach vielen Schwierigkeiten sollte es Glaser endlich auch gelingen, die Reise durch Archab und Haschid durchzuführen. Von dieser, der dritten Tour der ersten Reise, besitzen wir einen reich-

1) Vgl. Mitteil. d. Geogr. Ges. Wien, XXX (1887) S. 21.

haltigen, überaus anschaulichen Bericht von Glaser selbst, abgedruckt in Petermanns Mitteilungen 1884 (Bd. 30). Am 31. Januar 1884 brach er von San'a aus auf, zog über Raudha nach el Makarib (Beit Su'), dem ersten Dorf des Archab-Gebietes, und von da zu den himjarischen Ruinen der Khubba, nach Djir'an (Beit Sinan), und von da nach Sirwach, (nicht zu verwechseln mit der ältesten Hauptstadt des Sabäerreiches). Nur 3 km östlich davon liegen die alten Ruinenstätten von Etwa und Rijam. Ein Besuch dieser Stätte war aber infolge der Schwierigkeit der Bevölkerung ganz unmöglich und Glaser wandte sich nach Tafar auf dem Umweg über Schessarim und Djirbet Beni Ali durchs Wadi Halhal über das große Wadi Schwaba, auf dessen nördlichem Ufer auf einem Berge Tafar gelegen ist. Den Rückweg nahm er durchs Gebiet des Beni Djubar südlich nach Na'at. Von Na'at aus erfolgte die Rückkehr über Daisan und Dharwan nach San'a, wo die Ankunft am 13. Februar erfolgte.

Der überaus anschauliche und interessante Bericht Glasers bringt neben dem eigentlichen Reisebericht, dessen Einzelheiten sich zuweilen wie eine spannende Abenteuergeschichte lesen, wertvolle Mitteilungen der verschiedensten Art, so über die Stämme von Haschid und Bakil, seit alters unabhängig und auf ihre Unabhängigkeit stolze Völkerschaften, die wohl nach der Tradition Bruderstämme sind, in der Tat aber zu Glasers Zeit sich in wütender Blutfehde gegenseitig zerfleischten. Eine unmittelbare Folge dieser Fehde waren die großen Gefahren, die dem kühnen Reisenden im ganzen Lande seine Aufgabe so sehr erschwert haben. Weiter erhalten wir ausführliche Nachricht über das Archab-Gebiet, seine Bevölkerung, Gebirge, Flüsse und Produkte, über Gesetze und Gebräuche der Kabilen, über das Privatleben, die Einrichtung der Häuser, Eß- und Trinksitten und mancherlei anderes, was uns tiefe Einblicke in das Leben der Eingeborenen und in die Verhältnisse des Landes gewährt.

Schon damals, im Februar 1884, hatte Glaser die Absicht, nach Marib, der späteren Hauptstadt des Sabäerreiches zu gehen, aber er mußte diesen Plan fallen lassen wegen des völligen Mangels an Unterstützung. Ja so sehr war er von allen Mitteln entblößt, daß er gezwungen war, durch Handel sich den Unterhalt zu verdienen, und daß er es nur der großherzigen Hilfe des türkischen Generalgouverneurs, des schon öfters genannten Yzzet Pascha zu danken hatte, wenn er überhaupt in die Lage kam, wieder nach Europa zurückzukehren.

Das Ergebnis dieser Reise war neben kartographischen, ethno-

logischen und linguistischen Aufnahmen eine Sammlung von 276 Nummern sabäischer Inschriften in Abschrift und etwa 20 arabische Manuskripte. Die Inschriften sind samt den aufklärenden Notizen in den Besitz der französischen Inschriftenakademie übergegangen und von dieser zum größeren Teil im 1. bis 3. Heft des Corpus inscriptionum semiticarum Teil IV veröffentlicht. Sie sind wie gesagt sämtlich von Glaser an Ort und Stelle vom Original abgeschrieben worden, irgendwelche mechanische Reproduktionen der Originale, Papierabklatsche oder Photographien sind von ihm mit ganz wenigen Ausnahmen nicht beigebracht worden. Das Corpus konnte also seiner Ausgabe lediglich die handschriftlichen Kopien Glasers zugrunde legen und hat diese zur Kontrolle der Fachgenossen zumeist in mechanischer Reproduktion beigegeben. Heute, wo wir, in allererster Linie durch Glaser selbst, gelernt haben, die Bedeutung mechanischer Reproduktionen als Grundlagen jeder Inschriftenausgabe zu würdigen, können wir nur auf das lebhafteste bedauern, daß Glaser nicht schon auf seiner ersten Reise in der Lage war, wenigstens in allen wichtigen Fällen Abklatsche zu nehmen. Aus den veröffentlichten Urschriften Glasers geht überdies hervor, was ja freilich nur natürlich ist, daß es Glaser in der ersten Zeit doch zu sehr noch an der nötigen epigraphischen Übung gefehlt hat, um nicht die Möglichkeit einer Kontrolle am Abklatsch schwer vermissen zu lassen.

Die zweite Reise.

21. April 1885 bis 9. Februar 1886.

Auch für die zweite Reise war E. Glaser mit nur ganz unzulänglichen Mitteln ausgerüstet. An öffentlichen Geldern erhielt er nur 800 fl vom österreichischen Unterrichtsministerium. Die Hauptkosten der Reise mußte er bestreiten aus dem Erlös für seine Sammlungen von Handschriften, Antiquitäten, ethnographischen Gegenständen und aus den Unterstützungen, die ihm Gönner und Verwandte gewährten.

War auf der ersten Reise die Gegend nördlich und nordwestlich von San'a von Glaser durchforscht worden, so war diesmal der Südosten und Osten von San'a bis nach Aden hin das wichtigste Ziel des Reisenden. Wieder betrat er in Hodeida den Boden Südarabiens, um sich von da nach San'a zu begeben. Diese Tour (vom 24. April bis 1. Mai 1885) hat er uns in Petermanns Mitteilungen Bd. 32 eingehend unter Beifügung einer Kartenskizze be-

schrieben. Er nahm den Weg über die Stationen Badjil, Hodjeila, über den Gebirgsstock von Haraz in der Mitte zwischen den beiden Wadi Surdud und Saham nach Menakha (s. AO. VIII, 4 Abb. 6), Ydjz, Meshaq, Suq el Khamis über den Qarn el Wa'l nach Bau'an, über den südlichen Teil eines hohen Auslaufes des Djebel Hadhur nach Metne und von hier aus in der Ebene Qa'a Salyman nach Mind in die Bergketten von Rei'an, bis ein steil abfallender Weg den Reisenden nach San'a führte.

In dem erwähnten Berichte finden ausführliche Darstellung besonders die Städte Badjil, der Mittelpunkt des Qohrastammes, Hodjeila, dann die Tihama überhaupt, ihre geologische Vergangenheit, ihre Topographie und, unter Mitteilung von Sprachproben, ihre Sprache; ferner die auf dem Wege liegenden Gebirgszüge und die dazu gehörigen Flußläufe an der Hand und unter Identifizierung der Angaben Hamdanis, die Kaffeepflanzungen im Haraz, das Wadi Saham und dessen Geschichte nach den Angaben der Überlieferung, über die Landesprodukte, die Religionen, die Bewaffnung der Eingeborenen und vieles andere.

Nach mehreren Streifzügen in das Gebiet nordöstlich und östlich von San'a wandte sich Glaser nach Südosten und Süden, durchforschte einen Teil von Khaulan, einen großen Teil des Madhadj-Gebietes und untersuchte eingehend sämtliche Ruinen von Zafar südlich von Jerim (s. AO. VIII, 4 Abb. 3) und die Gegend bis Aden. Vor allem wichtig geworden ist die Erforschung der Ruinen von Zafar, der alten Hauptstadt des Himjaren-Reiches. Sie hat zugleich ergeben, daß es nicht wie früher immer angenommen, identisch mit Raidan, dem Mittelpunkt des spätern Königreichs von Saba und Dhu-Raidan ist, daß dieser vielmehr in nächster Nähe von San'a zu suchen ist.

Leider besitzen wir über diese zweite Reise an ausführlicheren Mitteilungen Glasers lediglich die Darstellung der Route Hodeida-San'a. Über den weiteren Verlauf dieser Reise haben wir nur ganz allgemein gehaltene Nachrichten. Nach diesen war Glaser auch über ihr Ergebnis vollauf befriedigt, und mit vollem Recht. Sie ergab etwa 125 neue Inschriftennummern, darunter viele Originalsteine von allergrößter Wichtigkeit, so die jetzt in London befindliche Kollektion meist minäischer Originalsteine mit Texten religiösen Inhalts, die nur leider dem Verständnis bis heute große Schwierigkeiten bereiten, und einige sabäische Originale, wie die berühmte Hadagan-Inschrift, die jetzt im Berliner Museum verwahrt werden. Die meisten

Texte dieser Reise sind bereits veröffentlicht. An arabischen Handschriften brachte Glaser diesmal 250 mit, die sich jetzt im Besitze der Kgl. Bibliothek zu Berlin befinden. Daneben waren ihm wiederum reiche Ergänzungen seines Kartenmaterials, meteorologische, klimatologische, kommerzielle und linguistische Aufzeichnungen von bedeutendem Wert und Interesse gelungen. Für Glaser hatte diese Reise insofern einen bedeutenden materiellen Erfolg, als ihm der Verkauf der mitgebrachten Altertümer und Handschriften ansehnliche Summen zubrachte, so daß er schon aus dieser Quelle einen bedeutenden Fond für seine dritte Reise besaß.

Die dritte Reise.

Oktober 1887 bis September 1888.

Die Kosten dieser Reise, die sich auf insgesamt 25 000 Mark beliefen, bestritt Glaser zum allergrößten Teil aus eigener Tasche, und zwar aus dem Erlös seiner Sammlungen; nur 1800 Mark, ein Beitrag der Preußischen Akademie der Wissenschaften, waren ihm aus öffentlichen Geldern bewilligt worden.

Diesmal ging Glaser nicht wie die beiden erstenmale von Hodeida, sondern von Aden aus ins Innere. Auf einer 44tägigen Landreise durchforschte er die Gegend von Aden bis San'a und zwar diesmal vorwiegend die westlichen Partien bis ans Meer hinab nämlich die Gegend von Ta'izz (s. AO. VIII, 4 Abb. 4), die Wars- und Kaffeelandschaft von Ibb und Udein, sowie die ganze Tihama von Zebid über Beit el Fakih bis Hodjeilah, von wo aus er nach San'a zog. Als Hauptaufgabe aber schwebte ihm diesmal die endliche Ausführung seines so lange gehegten Planes, der Besuch der alten Sabäermetropole Marib, 5 Tagereisen östlich von San'a gelegen, vor. Vor ihm waren Arnaud und Halevy dort gewesen, aber ihre Ausbeute an Inschriften war nur gering und stand jedenfalls in keinem Verhältnis zu dem was von dort zu holen war. In der Tat ist es Glaser geglückt, in Marib allein fast 400 Inschriften zu kopieren, während seine Vorgänger nur 44 und zumeist kleine Bruchstücke mitgebracht hatten. Über diese denkwürdige Tour, die nur vom 17. März bis zum 24. April 1888 währte, hat Glaser ein druckfertiges, umfangreiches Werk hinterlassen, das hoffentlich bald der Öffentlichkeit übergeben wird. Vorläufig sind wir auf einen kurzen Originalbericht angewiesen, den Glaser von San'a aus, unmittelbar nach Abfassung des großen Reisewerkes am 27. Juni 1888 nach Deutschland gesandt

hat. Aus diesem Originalbericht sei folgendes im Wortlaut mitgeteilt:

„Während meiner Abwesenheit vom Jemen (Südarabien) hatte ein anderer, französischer Reisender nach der Methode des unglücklichen Siegfr. Langer (ermordet Juni 1882) Südarabien bereisen wollen und hatte es glücklich zuwege gebracht, sich derart mit allen Beamten und türkischen Behörden zu zerwerfen, daß das Terrain abermals, wie nach Langer, gründlich verdorben war. Indeß gelang es mir rasch, die in Folge solcher Vorfälle leider gerechtfertigte Voreingenommenheit des sonst edlen und hochsinnigen Generalgouverneurs Aziz Pascha zu beseitigen und mich seiner Unterstützung zu versichern.

„Sofort schlug ich Sr. Exzellenz vor, behufs Hebung des Ansehens der türkischen Regierung den in der ganzen islamischen Welt berühmten Damm von Marib wieder herzustellen und mich behufs der nötigen Vorarbeiten und Aufnahmen nach Marib zu entsenden. Der Wali (Gouverneur), ein im Dienste ergrauter Staatsmann, durchblickte sofort meine wahre Absicht und meinte in dankenswertem Wohlwollen, die schöne Idee sei zwar unausführbar, aber geeignet, meine Reise nach dem unabhängigen Marib zu ermöglichen, da ein solcher Zweck den Einwohnern nur willkommen sein könnte. Der Emîr oder Fürst jenes Gebietes, Scherîf Hussein ben'Abderrahmân, den ich schon zurzeit meines ersten Aufenthalts im Jemen, allerdings in etwas gewaltsamer Weise, mit der türkischen Regierung in Berührung brachte, war bald zur Hand, und nach vielen Konferenzen, bei denen ich die ganze Gegend des Maschrik (d. i. Ostens, östlichen Jemens, eben der Gegend von Marib) nach topographischen und archäologischen Gesichtspunkten, alles im Hinblick auf die Wiederherstellung des Dammes, erkundete, wurde der Reiseplan vereinbart.

„Im günstigsten Augenblick fand nun leider ein Gouverneurswechsel statt, der vierte während meiner sechsjährigen Bekanntschaft mit dem Jemen. Dem neuen Wali, Marschall Osman Pascha, der in den Jahren 1884 und 1885 im Hidschâz mit zwei Europäern, einem Reisenden und einem Arabisten (Charles Huber und Dr. Snouck Hurgronje), in sehr unliebsame Berührung kam, da er beide auswies, ging der Ruf eines frommen Muselmans und Gegners alles Fremden voraus. Ich konnte jedoch im Laufe meines Verkehrs mit ihm nur konstatieren, daß ihn sein in der Tat Gott ergebenes Gemüt nicht im geringsten gehindert hat, gleich seinem Amtsvorgänger Straßen zu bauen — in der Türkei keine allzu häufige Erscheinung — das

Wilâjet nach Kräften zu heben und meine wissenschaftlichen Pläne in tatkräftiger, wohlwollender und intelligenter Weise zu fördern. Ja, er hat dies letztere mit so viel gutem Willen und so herzlicher Bereitwilligkeit getan, daß es ihm und seinem Lande alle Ehre macht. Kein europäischer hoher Beamter oder Minister hat mir oder einem andern Reisenden jemals mit so viel Wohlwollen unter die Arme gegriffen. Se. Exzellenz zögerte nicht einen Augenblick, meine Abmachungen mit dem Scherîf von Marib anzuerkennen, und gab gern seine Einwilligung, als ich ihn mit Rücksicht auf meine arabische Verkleidung bat, das Bâb el-Jemen (d. i. das Jemen-Tor in San'a) in der Mitternachtsstunde des 17. März für den 'Scherîf und dessen Begleitung' öffnen zu lassen.

„So zog ich denn als Fekîh, d. i. Geistlicher, Gelehrter oder Kâdhi Husein ben Abdallah el-Birâkî (d. i. der Prager) mit dem kaum dreißigjährigen Emîr Husein, dem Sejjid Muhammad ben Abdallah el-Merwâ'î, dem Scheikh (hier Abkömmling eines Welî oder Heiligen) Sâlim Bâ 'Abbâd aus Hadhramaut und unsern Dienern in dunkler Nacht zur Stadt hinaus, der Gefahren uns wohl bewußt, aber im Vertrauen auf Gott und die gute Sache, für die ich schon oft mein Leben eingesetzt hatte. In San'a wußte niemand etwas von meinem Vorhaben, man munkelte nur, daß es sich um den gefürchteten Maschrik handle. Selbst meinen Dienern teilte ich erst drei oder vier Meilen hinter San'a mit, wohin die Reise geht. Gleichwohl hatten Leute, die ich in die Sache einweihen mußte, tags zuvor nach Khaulan die Nachricht gelangen lassen, daß ein Kâfir (Ungläubiger) mit dem Scherîf von Marib reise, und hatten selbst dem Scherîf Brandbriefe ins Haus geworfen, in denen sie mich als Kâfir verrieten und dem frommen Sproß des Prophetenhauses die Hölle heiß machten, falls er seinen Plan, mich nach Marib zu bringen, ausführe. Der Scherîf blieb indessen fest bei der Überzeugung, daß ich ein Muselman und daß alles andere Verleumdung sei. Später erkannte er freilich seinen Irrtum. Da hatte er sich aber schon zu sehr kompromittiert, als daß er mich hätte fallen lassen können.

„Wir ritten die ganze Nacht und den nächsten Tag, bis wir um 4 Uhr nachmittags ganz erschöpft in dem schon an der Grenze des gefährlichen Khaulan gelegenen Dorf el-Hindîja ankamen, nicht ohne unterwegs Auftritte gehabt zu haben, in denen die Araber den Fekîh Husein als 'Türken' agnoszierten. Immer traten der Emir und der gelehrte Sejjid Mohammad dazwischen und beteuerten

ebenso wie ich unter Eidesschwüren, daß ich kein 'Türke' sei, sondern ein harmloser Gelehrter, der zu diesem oder jenem berühmten Scheikh oder 'Alim (Professor, Gelehrter) nach Hadhramaut wandere, um dort seinen Wissensdrang zu befriedigen. Unter unsäglichen Strapazen und aufregenden Zwischenfällen durchzogen wir die nächsten zwei Tage das Gebiet der verrufenen Tzabjan-Beduinen und mußten, da wir das Wadi Denne wegen eingetretenen mächtigen Seils (Gebirgsstromes) unpassierbar fanden, bei Nacht und Nebel mit Vermeidung aller Wege durch das dem Emir feindliche Land der Al Djahm reiten, die uns erbarmungslos niedergemetzelt hätten, wenn sie uns ertappt haben würden. Es war ein denkwürdiger Nachtritt, der selbst den Djahm-Beduinen, als sie einige Tage später von dem verwegenen Stück Kenntnis erlangten, imponierte. Mittwoch den 21. März morgens erreichten wir die Ruinen des berühmten Dammes, bei deren Anblick ich von unbeschreiblicher Genugtuung erfüllt wurde. Sofort kopierte ich einige Stunden hindurch Inschriften, darunter eine, welche uns in etwa 35 großen Zeilen eine ganze Geschichte der Dammbauten lieferte. Knapp nach Mittag ritten wir in Marib ein, von der Bevölkerung, die im ersten Augenblick einen räuberbandenartigen Eindruck machte, auf das ehrerbietigste begrüßt.

„Welche Seelenpein und welche aufregenden Szenen ich durchzumachen hatte, um nicht aus meiner Rolle zu fallen, das habe ich detailliert in meinem Buche „Saba" geschildert.[1]

„Schon am nächsten Tage begann ich meine Arbeiten. Jeder Ausflug war mit Lebensgefahr verbunden, und nur mit großer bewaffneter Eskorte konnte ich es wagen, die oft mehrere Kilometer entfernten Ruinen zu besuchen. Es hatte sich nämlich wie auf Windesflügeln unter den umwohnenden Stämmen der Djahm, Abîda, Duwajj, Murâd, Krâb, Sai'ar, dem Djauf (die Talsenkung von Marib), Harîb und Baihân die unerhörte Nachricht verbreitet, der Emir von Marib habe einen fremden Fekih mitgebracht, der im Lande Inschriften kopiere, Schätze suche und noch anderen Spuk treibe. Jeden Tag wurde ich, oft von weither, durch Besuche behelligt, welche gekommen waren, um sich von der Wundermär mit eigenen Augen zu überzeugen, und nicht wenig gaben mir die zwei Fukahâ (Plural von Fekih) der Gegend zu schaffen, fast noch mehr als meine Widersacher unter den europäischen Gelehrten. Bald

1) d. i. das noch ungedruckte Reisewerk.

denunzierten sie mich als Türken, bald als Christen oder Juden, und ich hatte immer die widerlichsten Szenen, um der Bevölkerung zu beweisen, daß ich ein gottesfürchtiger Mann sei. Dazu kamen fortwährend neue Denunziationen aus San'a. Eine so gewagte Rolle, die ich übrigens trotz aller Schwierigkeiten mit Erfolg spielte, ist nur tief im Innern des Landes mit Leichtigkeit durchzuführen, wo man Denunziationen seitens Bekannter nicht ausgesetzt ist.

„Unter diesen Umständen nahm ich die Topographie des Landes auf, mit einer Genauigkeit und einem Détail, welche mir gestatteten, meinem Buche 'Saba' eine Karte im Maßstab von 1 : 250,000 beizugeben für die Gegend von Nedjran bis Baihân, und von dieser Ostgrenze an allen Stellen bis zum Kamm des Gebirges, ein Ergebnis, auf das ich mit einem gewissen Stolz blicke, ergänzte des ferneren diese Karte selbst bis in die entlegensten Gegenden wie Mahra und Jemâma durch zahllose Erkundigungen bei Beduinen, machte meteorologische und linguistische Beobachtungen, des weiteren solche über die noch so wenig gekannten und doch äußerst wichtigen Stammesgebräuche und Gesetze, und durchforschte die Gegend vom archäologischen Gesichtspunkte, wie nie ein Reisender in Arabien vor mir es getan. Dieses letztere rechne ich mir zu größerem Verdienste an als meine sonstigen Arbeiten, da gerade die alten Denkmäler mehr als alles andere der Zerstörung durch Menschenhand unterliegen und daher so rasch als möglich studiert werden müssen, wenn wir nicht auf die Kenntnis der Geschichte vergangener Jahrtausende verzichten wollen.

„Meine Forschungen in der Gegend von Marib waren also topographische, linguistische, ethnographische und ganz besonders archäologische.

„Von besonderer Wichtigkeit ist die Ausbeute an Inschriften am Damm, am sogenannten Haram Bilkis, auf den Ruinen von Marib, Mirwath, Sawwana und Tzalma, die einzeln zu besprechen hier nicht geboten scheint. Ich habe detaillierte Mitteilungen darüber in meinem Buche gemacht . . . . .

„Nachdem meine Mittel mir nicht mehr gestatteten, auch noch den unvergleichlich inschriftenreichen Djauf — Halevy hat auch dort nur einen Griff ins Volle getan — dessen Häuptlinge mich abzuholen bereits nach Marib gekommen waren, zu besuchen, entschloß ich mich zur Rückreise nach San'a, die, wie ich übrigens vorausgesehen hatte, einer der gefahrvollsten Märsche werden sollte, die je gemacht wurden. Der Rückweg über Hadhramaut hätte weit weniger Gefahren geboten:

allein dazu fehlten mir die Mittel. Ebenso wie bei unserer Abreise von San'a ritten wir auch von Marib im Dunkel der Nacht ab in der Nacht vom Freitag 20. April, nachdem wir der Bevölkerung den Glauben beigebracht hatten, es handle sich um einen dreitägigen Ausflug nach der in ganz anderer Richtung gelegenen Ruine el-Mesâdjid. Da wir die Nachricht hatten, daß sämtliche Stämme im Halbkreis um Marib von Nihm an bis über Redâ' hinaus und besonders die Al Djahm die Absicht hegten, den „Türken" (ich war der erste Nichtaraber, der seit dem Bestehen der Türkenherrschaft in San'a nach dem Maschrik ging) nicht nach San'a zurückzulassen, und daß die Djahm auf allen Wegen Beduinentrupps postiert hatten, uns aufzulauern, so umgingen wir auf unsäglichen Wegen gegen Raghwân das zunächst gefährliche Gebiet und glaubten uns im öden und fast nie von Menschen durchzogenen Wadi Dheika oder Khuschma sicher. Da plötzlich knallte ca. 1 Stunde vor Sonnenuntergang Schuß auf Schuß aus dem nahen Tamariskengebüsch. Meine Begleiter, fast alle zu Pferd oder Hedschîn (Rennkamel), konzentrierten sich eiligst nach rückwärts. Ich wollte dasselbe tun, allein mein Maultier, müde und erschöpft, blieb wie festgebannt und war kaum zum Umkehren zu bewegen. Rasch sprang ich aus dem Sattel, warf mich zu Boden und verhinderte durch Revolverfeuer (aus einem großen sogen. Montenegriner-Revolver) das Hervorbrechen der Banditen aus dem Busche, die mich ohne Zweifel arg zugerichtet hätten. In dieser verzweifelten Lage erweckten Schüsse von rückwärts wieder Hoffnung. Das waren meine Freunde, die also nicht geflohen waren. Auf den Zuruf der Meinen: Fekîh, uhrub! Fekih, flüchte! sprang ich auf und rannte im rasendsten Tempo, mitten in beiderseitigem Feuer, zur Position meiner Genossen, wo wir das Gefecht noch eine Weile fortsetzten. Unsere Angreifer waren etwa 30 Mann stark, fühlten aber bald heraus, daß sie uns nicht gewachsen seien. Uns war kein Haar gekrümmt, während die Beduinen, soviel ich konstatieren konnte, wenigstens 2 Verwundete hatten. Es wurde Friede gemacht und wir setzten unsern Weg fort. Die ganze Nacht hindurch wurde geritten, und am Morgen des Samstag gelangten wir in den oberen Teil des sehr ortschaftenreichen Wadi Harib, das von den Al Karâmîsch, einer Unterabteilung der benî Djebr und einem Bruderstamm der Al Djahm, bewohnt wird. In diesem reizenden Tale gedachten wir auszuruhen. Aber welche Täuschung!

„Kaum hatten wir die erste Häusergruppe passiert, als auch

schon die Einwohner, und darunter selbst die Weiber, auf uns zueilten, mir das Tuch vom Kopfe rissen, um sich zu überzeugen, ob ich der „Türke" sei. Nun gab es ein Zurufen der Araber von Haus zu Haus, von Weiler zu Weiler; Trommelwirbel ertönte von allen Seiten, und als hätten unsichtbare Geister Legionen aus der Erde gestampft, eilten von beiden Ufern Hunderte von Arabern, alle mit Flinten bewaffnet, herbei, und nach wenigen Augenblicken war unsre kleine Schar mitten in einem Menschenknäuel, dessen Wut keine Grenzen kannte. Wir wurden alle von den Sätteln heruntergezerrt, unsere Reittiere waren flugs in den Händen der Banditen, und mit uns selbst verfuhr man in einer Weise, die jeder Beschreibung spottet. Doch wo die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten. Da wir gegen teures Geld einen Djahm-Beduinen (Mubârak ibn Musfir hieß der Wackere) als Sejjir (Begleiter, der den Schutz seines Stammes auf den Schützling überträgt) engagiert hatten, erklärten sich alle anwesenden Djahm-Beduinen auch trotz ihrer sonstigen Todfeindschaft, die sie gegen den Emîr hatten, für ihren Stammesgenossen Mubârak, der in ritterlicher Weise den Tod keinen Augenblick scheute, um der Schande zu entgehen, ein Verräter seiner Sairat (Schutzbefohlenen) genannt zu werden. Wer aber für Mubârak war, war für uns. Nun entstand ein unbeschreibliches Chaos. So oft ein Karmuschî auf mich oder auf den Scherîf schießen oder mit dem Gürtelmesser eindringen wollte, bildeten Djahm-Beduinen eine feste Phalanx um uns und entrissen unsern Gegnern die Waffen oder balgten sich mit ihnen herum. Sogar die Weiber, wahre Furien, mischten sich in die Rauferei und riefen den Männern: „schlachtet doch den Türken ab!" Endlich kam ein Scheikh, namens 'Omar ibn 'Amir. Aber auch dieser brachte uns keine Rettung; denn er verlangte im Namen seiner Genossen meine Auslieferung, gegen welche Bedingung die anderen freigelassen würden. Allein da legten die vier Scherîfe von Marib, die mit mir waren, einen Mut und eine Männlichkeit an den Tag, die mir unvergeßlich bleiben werden. Ohne einen Augenblick zu zögern, erklärten sie es wie Mubârak für eine eines Kabilen (Beduinen) unwürdige und schmachvolle Infamie, zu verlangen, daß man seinen Freund im Stiche lasse, und riefen der tobenden Menge zu: „Ihr werdet diesen Mann nur mit uns töten oder niemand töten!" Da kam ein anderer Scheikh (von den banî Sakrân) herbeigeeilt, ein würdiger Greis, ohne Kopfbedeckung, ohne Waffe. Wie ein Patriarch sprach er zu seinen Stammesgenossen:

„Es sei ferne von mir, es sei ferne von euch, daß wir diesen Leuten etwas zu Leide tun. Ich erkläre sie insgesamt in meinem und in dem Schutze sämtlicher beni Ahmed stehend." Nach diesen edlen Worten zog sich der Alte zurück und einen Augenblick herrschte Bestürzung unter der Menge. Diesen Augenblick benützten wir, um uns rasch, aber nicht fluchtartig zurückzuziehen; denn eine Minute später wäre auch der Eindruck der patriarchalischen Worte verschwunden gewesen und kein Retter mehr wäre erschienen. Wir aber mitsamt den Djahmiten waren gegen die Hunderte von Karâmîsch viel zu schwach, und in jedem Falle wäre ich und der Emîr ermordet worden.

„Da wir durch Nihm nicht ziehen konnten — man verweigerte uns die Schutzgeleitschaft, welche wir sofort verlangt hatten — so blieb nichts anderes übrig, als in das feindliche Gebiet der Djahm zu gehen, in welchem noch immer die Beduinenpatrouillen nach uns spähten. Allein die mit uns befindlichen Djahmiten erklärten es einstimmig für einen point d'honneur, nach der Verletzung ihrer Stammesehre, welche sich die Karâmîsch zu schulden kommen ließen, die Feindseligkeiten gegen den Scherîf zu vergessen und ihn und seine Gesellschaft als Gäste im Djahm-Lande zu betrachten. So zogen wir denn unangefochten bis in die Nähe von Sirwâch zurück und schlugen ein Nachtlager auf. Während der Nacht entsandten wir einen Boten nach Hazm Al Dammâdj, um bei dem Scheikh Alî ibn Râschid (Häuptling der Al-Sa'îd-Beduinen) sicheres Geleite durch sein Gebiet zu erbitten. Dieser sagte es zu und nahm uns am Sonntag in der freundlichsten Weise auf. Montag, am 23. April stiegen wir im Wadi Habâb hinauf, um durch das Gebiet von Arûsch, Sahmân, Schaddâd gegen San'a zu marschieren. Da alle diese Gebiete — und diese Nachricht haben wir sogar schon in Mârib erhalten — von denselben Absichten beseelt waren wie die 'Al Karâmîsch, und uns schon gar kein anderer Weg mehr geblieben wäre als Hadhramaut, so beschlossen wir, List anzuwenden und die gefährlichen Gebiete im Eilmarsch bei Nacht zu durchziehen. Ich bat den Nakib 'Alî ibn Râschid, den ja niemand in irgend einem Verdacht haben konnte, im eigenen Namen den hervorragendsten Nakib von 'Arûsch um Geleite in der Nacht zu bitten und ihm für den Abend ein Rendezvous an der Grenze zu geben. Es war dies gerade jener Nakib, der am meisten bemüht war, meiner habhaft zu werden. Der Plan gelang. Nachdem es bereits dunkel geworden war, kam der Geleitsmann (Sohn des Nakib). Ich hielt mich ver-

steckt. Als er des Scherifs von Marib ansichtig wurde, stieg im Sejjir sofort der Verdacht auf, es könnte der heißersehnte „Türke“ in seiner Gesellschaft sein. Allein es wurde ihm bemerkt, dieser sei schon vorgestern durch das Gebiet der Karâmîsch gezogen und entweder schon in San'a angelangt oder am Wege erschlagen worden. Während nun der Emir und der Sejjid Mohammad den Sejjir (Geleitsmann) im Gespräche hielten, mischte ich mich schweigend in die Karawane, und erst um Mitternacht fiel dem Sejjir der geheimnisvolle, schweigsame und tiefvermummte Reiter auf. Aber auch jetzt wurde ihm bedeutet, das sei ein Gelehrter aus Hadhramaut, den der Sejjid Mohammad nach der Tihâma (dem Küstenlande) mitnehme, wo er Traditionswissenschaft studieren und dann nach Mekka gehen werde.

„Selbst wenn der gute Sejjir genau gewußt hätte, wer ich bin, so hätte ihm das mitten im Lande nichts mehr genützt. Verraten durfte er mich nicht mehr, da man ihn selbst für einen Landesverräter gehalten hätte, und niemand hätte ihm geglaubt, daß er selbst hintergangen worden sei. An der Grenze war das freilich anders gewesen; dort aber hatte er nichts bemerkt. In der Tat war diese Nachtreise eine der aufregendsten; denn bei jedem Dorfe wurden wir von den Wachen angerufen, allein sie begnügten sich stets, als ihnen die wohlbekannte Stimme des Sejjirs zurief, es seien bloß Kameltreiber der Al Sa'id. Bei Tage wäre das unausführbar gewesen. So gelangten wir nach unsäglich strapaziösem Ritte Dienstag um 3 Uhr 15 Minuten morgens im Wadi Maswar (Khaulân) an und ritten nach kaum zweistündiger Rast gegen San'a, in das wir um 4 Uhr nachmittags wohlbehalten und im förmlichen Triumphzuge einmarschierten.“

Zur Ergänzung dieses Berichtes mögen noch einige Stellen aus Briefen Glasers, von Arabien aus an Professor Hommel in München gerichtet, folgen.

Von Marib aus schreibt Glaser am 26. März: Seit 21. d. M. glücklich in Marib und bis heute schon über hundert völlig neue Inschriften, die weder Arnaud noch Halevy gesehen haben! Ich spiele hier die etwas gefährliche und bedenkliche Rolle eines mohammedanischen Rechtsgelehrten, allein bisher mit bestem Erfolge. Ich wurde sogar schon am ersten Freitag zur Abhaltung der Predigt in der Moschee Sulaimân eingeladen: . . . . Von hier aus gedenke ich eine ganze Reihe von Reisen zu machen, wenn — ich unterstützt werde. Leider habe ich keine Hoffnung diesbezüglich. Tut die

europäische Gelehrtenwelt das ihrige, so wie ich, dann erobere ich ganz Hadhramaut und Máharâ im Fluge für die Wissenschaft. Ich kenne Land und Leute so genau, daß ich die Überzeugung haben kann, an jedem Orte Südarabiens vom Jemen (dem westlichen Teil) bis ʿOmân und (nördlich von da) bis Baßra mit vollster Freiheit und mit nach menschlichem Ermessen gesichertem Erfolge arbeiten zu können. Was das in dem fanatischen Arabien bedeutet, wissen Sie."

Eine Nachschrift vom 30. März konnte statt der zuerst genannten 100 Inschriften bereits 240 konstatieren.

In einem Briefe aus Aden, datiert 3. September 1888, schreibt er: „Als ein sehr wesentliches Ergebnis betrachte ich auch meine Studien über die Weihrauch-, Myrrhen- und Gummi-Frage. Um die Frage einer gedeihlichen Lösung zuzuführen, hatte ich Kosten und Mühen nicht gescheut, eine ganze Sammlung lebender Pflanzen (durchweg Gummibäume, Weihrauch- und Myrrhenbäume und die Kâtpflanze) an die Küste zu schaffen. Etwa 4 oder 5 Arten, darunter besonders der Wars-Strauch, haben bereits in erfreulicher Weise Wurzel geschlagen. Da ich noch etwa 14 Tage in Aden bleibe, wo die Pflanzen absolute Ruhe und aufmerksame Pflege finden, so habe ich begründete Hoffnung, daß alle Exemplare sich erholen und gedeihen werden. Daß ich auch alle vorhandenen Harz- und Gummisorten mitbringe, versteht sich von selbst.

„Von besonderer Wichtigkeit dürften meine kartographischen Arbeiten sein. Sie werden zum erstenmale eine verläßliche Karte von ganz Südarabien, die Wüstendistrikte mit eingerechnet, liefern. Daß ich dabei auch der Djezîrat alʿArab des Hamdânî (der berühmten von David H. Müller herausgegebenen Geographie Arabiens inklusive Südarabiens, der Heimat des Verfassers) und dem Iklîl desselben Autors gebührende Aufmerksamkeit schenkte, bedarf keiner speziellen Erwähnung.

„Ebenso wertvoll dürften meine sprachlichen Aufzeichnungen sein, die eine komplette Darstellung des südarabischen Dialektes, oder richtiger der südarabischen Dialekte gestatten und zum Verständnis der alten Inschriften brauchbare Beiträge liefern. Unter ihnen findet auch die Sprache des ozeanischen Tzafâr, allerdings nur nach einem Gewährsmann aus jener Gegend, Berücksichtigung.

„Meine astronomischen und meteorologischen, sowie kulturellen und ethnographischen Beobachtungen gehören zum großen Teil schon der ersten Reise an und sind nicht unerheblich erweitert worden."

Am Ende seiner dritten Reise hatte Glaser 632 neue sabäische und minäische Texte gewonnen, seine Sammlung belief sich nun auf 1032 Nummern; 346 arabische Handschriften, jetzt im Britischen Museum, hatte er erworben. Eine wundervolle Sammlung südarabischer Originalsteindenkmäler gelangte in die Berliner Museen. Von den Inschriften verdienen besondere Hervorhebung die gewaltige Sirwach-Inschrift, mehr als 1000 Worte enthaltend, auf 28 je 6 Meter langen Zeilen eingemeißelt. Sie ist das wichtigste geschichtliche Denkmal, das Glaser aus Arabien mitgebracht hat und befindet sich in fast völlig tadellosem Zustand[1]. Nur weniges fehlt. Die Veröffentlichung ist von Glaser selbst außerordentlich weit gefördert worden, leider war es ihm nicht beschieden, sie zu Ende zu führen. Ferner seien noch genannt die riesigen Inschriften, die von dem Bruch des berühmten Dammes von Marib Kunde geben, 2 vollkommen erhaltene Texte von 100 und 136 kleineren Zeilen.

Wie bei allen seinen Reisen mußte Glaser auch diesmal in dem Augenblick abbrechen, wo er mit der sichersten Aussicht auf den größten Erfolg hätte weiterarbeiten können, wenn ihn nicht die völlige Entblößung von Geldmitteln zur Heimkehr gezwungen hätte. Wie günstig war die Gelegenheit, von Marib aus bis ins Herz des alten Minäerreichs vorzudringen. Die Häupter der dortigen Stämme waren in Marib erschienen, ihn in ihre Gegenden zu geleiten, niemals vorher und niemals nachher bot sich eine ähnliche Gelegenheit. Und wenn einmal in ferner Zukunft der Franke dem Forscher sicheres Geleit auch in dem heute völlig unzugänglichen minäischen Djof erzwungen haben wird, wie viel wird da wohl noch übrig sein von den Denkmälern der Vergangenheit, wie viel wird bis dahin unwiederbringlich verloren sein, was Glaser damals noch fast mühe- und gefahrlos der Wissenschaft hätte retten können, wenn er energischer und ausgiebiger unterstützt worden wäre. Wohl sollte seine vierte Reise einigen Ersatz für die damals versäumte Gelegenheit bringen, aber doch nur hinsichtlich der Inschriften. Er selbst ist nicht ins Land gekommen, er hat keines der alten Heiligtümer gesehen, von denen uns Halevy Kunde gebracht hat, er hat keinerlei Aufnahmen an Ort und Stelle machen können.

---

1) Auf der vierten Reise hat er auch einen vollständigen Abklatsch dieses Riesentextes erhalten.

Vierte Reise.

Anfang 1892 bis Frühjahr 1894.

Erst nach vier Jahren hat Glaser eine neue Reise nach Arabien unternommen. Unterstützt war er diesmal von der Prager Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen mit einer Subvention von 8000 fl. Die große Unsicherheit, die im ganzen Lande noch infolge eines allgemeinen Aufstandes gegen die türkische Oberherrschaft (1891) bestand, machte es Glaser diesmal ganz unmöglich, größere Reisen ins Innere zu unternehmen. So mußte er sich darauf beschränken, von Aden aus nach Ta'izz, von da ins Gebaniterland und endlich nach San'a zu reisen und dann in San'a zu bleiben.

Gleichwohl hat der Erfolg dieser Reise den aller früheren weit übertroffen, vor allem hinsichtlich der Gewinnung neuer Inschriften. Glaser selber schrieb darüber von San'a aus an Professor Hommel am 25. Februar 1893:

„Die Reise nach Ma'în (dem Djauf) habe ich mir seit meiner Ankunft hier vorgenommen. Leider ist der Djauf augenblicklich der Zentralherd aller aufständigen Elemente. Eine Reise dorthin in der jetzigen Zeit würde jeden sowohl den türkischen Behörden als auch den Djauf-Arabern als Spion erscheinen lassen und sein Schicksal wäre besiegelt, noch bevor er in die Lage käme, auch nur eine Inschrift zu kopieren. Aber man muß sich zu helfen wissen. Ich habe mir einfach einige Beduinen abgerichtet, Inschriften abzuklatschen und zu kopieren. Dies hätte ich in früheren Jahren nicht zustande gebracht. Jetzt habe ich ein ganzes Korps von solchen Generalstäblern, die mit einer Blechbüchse, Papier, Bleistift und Bürste versehen, hinausziehen nach allen Richtungen der Windrose und in den entlegensten Winkeln den Inschriften nachspüren, in Gegenden, die nie eines Europäers Fuß betreten wird. Sie werden staunen, sobald Sie die herrlichen Abklatsche sehen werden, welche diese beduinischen Fanghunde schon bisher gebracht haben, darunter auch schon einige der Halévy'schen Djaufinschriften (im weiteren Verlauf hat er von fast allen diesen Texten zuverlässige Abklatsche erhalten). So umgehe ich alle Gefahr und kann in Gegenden recherchieren, die selber zu besuchen mir absolut unmöglich wäre, selbst in friedlichen Zeiten. Obendrein wird die Erforschung der Ruinen und der verschleppten Denkmäler eine nach Möglichkeit vollständige, zumal ich alle Hauptpunkte, die noch fehlen, selber besuchen werde (wie Harib Baihân,

wo Raidân liegt, Marh'a, Hadhramaut, Tzafâr usw.). Der Besuch des Djauf wird hoffentlich überflüssig werden. Augenblicklich verhandle ich wegen einer anderen Gegend, die ich zu besuchen gedenke. Den Djauf, Nedjrân, die Zwischengegend zwischen beiden, ferner Nihm, Murâd, Tzabjân habe ich einstweilen meinen Generalstäblern überwiesen. Sollte es trotzdem notwendig werden, so werde ich auch selber noch dahin oder dorthin reisen. Hauptsache ist, die Inschriften zu sammeln, und zwar in brauchbaren Abklatschen. Dieses große Ziel halte ich mir stets vor Augen, nicht persönliche Bravourstückchen, deren ich ohnedies genug auszuführen hatte und noch auszuführen habe. Wüßte ich gewiß, daß ich Methusalems Alter erreichte, dann würde ich jeden verschleppten Inschriftenstein persönlich aufsuchen, auch trotz der unendlichen Zeitverluste, die mit den Verhandlungen mit den maßgebenden Eingeborenen verknüpft sind."

. . . . Sie glauben gar nicht, wieviel ich diesmal schon bisher verausgabt habe. Die ganze Subvention von 8000 Gulden und ein gut Teil meines übrigen Geldes sind dahin und wenn es noch einige Monate so fortgeht, dann besitze ich nicht einmal die Reisespesen zur Rückkehr. Und es muß so fortgearbeitet werden! Denn die Umstände sind jetzt, wie es scheint, definitiv günstig für mich, und jeder Tag diesmal für die Wissenschaft wertvoller als 3 oder 4 Tage meiner früheren Reisen, da ich jetzt ganz vorzüglich orientiert bin und nach keiner Richtung blind herumtappe. Mit sicherem Griff hole ich jetzt alles wissenschaftlich Wertvolle ein, und ich kann getrost sagen, daß schon jetzt meine Resultate mindestens denen jeder meiner früheren drei Reisen gleichkommen . . . . ."

Als ein besonderer Erfolg dieser Reise ist es zu betrachten, daß es Glaser gelang, gegen 100 katabanische Inschriften in Abklatschen zu gewinnen. Bis dahin war überhaupt noch keine einzige katabanische Inschrift bekannt gewesen, ja niemand wußte, wo das von den klassischen Autoren neben Ma'in, Saba und Hadhramaut als eines der großen südarabischen Reiche genannte Kataban zu suchen sei. Aus den Texten Glasers lernen wir ein gut Teil der Geschichte dieses Landes kennen und viele seiner Königsnamen. Wir gewinnen einen Einblick in die ganz eigenartigen religiösen Verhältnisse des Volkes, und jetzt schon, wo nur wenige von den Texten veröffentlicht sind, hat sich gezeigt, wieviel Licht aus ihnen auf die ganze semitische Religionsgeschichte fällt.

Während die früheren Inschriftenfunde sich auf ein verhältnismäßig wenig umfangreiches Gebiet beschränken, entstammen die In-

schriften dieser vierten Reise einem weit größerem geographischen Gebiet, das mit Ausschluß der in Bezug auf das Altertum belanglosen Tihamagegenden fast ganz Südwestarabien umfaßt.

Den erzwungenen Aufenthalt in San'a hat Glaser aber auch diesmal fruchtbringend genützt durch umfassende Erkundungen und Aufzeichnungen geographischer und linguistischer Art. Über die ersteren sagt er[1]:

„Ich bin in der Lage, eine ziemlich detaillierte, für manche Gebiete sogar erschöpfend detaillierte Karte zu entwerfen für das gesamte Land von Hadhramaut bis in die Nähe von Mekka. Ganz besonderes Augenmerk richtete ich selbstverständlich auf die bisher so gut wie ganz unbekannten Gebiete am Ostabhang des Serât (so heißt der gewaltige Gebirgszug, der die Küste des Roten Meeres von der Südwestspitze der Halbinsel bis nach Mekka begleitet) und am Rande der Wüste, weil die wichtigsten Zentren der alten Reiche, auch des katabanischen, dort lagen."

Eine weitere, nicht hoch genug zu wertende Frucht dieser Reise sind die geographischen Erkundigungen zu Hamdani, dem berühmten in Südarabien heimischen Geographen, der etwa um 900 n. Chr. eine sehr genaue, aber schwer verständliche, weil fast nur Namen ohne genügende Ortsangaben bietende Geographie Arabiens und speziell Südarabiens geschrieben hat. Darüber schrieb Glaser im gleichen Brief an Hommel: „Hamdanis Djezîrat habe ich bereits, was den Jemen betrifft, vollständig revidiert, alle Ortsnamen lokalisiert; das ist eine Arbeit, auf die ich stolz bin, und die so schnell kein anderer ausgeführt hätte. Dies hat aber Geld gekostet; denn jeden Tag hatte ich aus den verschiedensten Gegenden Eingeborene bei mir. Informanten und Zuträger aber wollen bezahlt sein, sonst ist an die Durchführung einer derartigen politisch gefährlichen Arbeit gar nicht zu denken, gefährlich für mich und für die sonst Beteiligten. El-Kibsi's Geschichte Jemen's übersetze ich ins Deutsche, ein gut Teil schon fertig, kurz, die Ergebnisse sind ganz außerordentliche — Handschriften, wie sie kein Sterblicher jemals aus dem Orient mitbrachte usw. Alles kommt darauf an, daß jetzt meine Freunde eingreifen! Es ist die letzte arabische Reise die ich mache ....."

Auch diese vierte Reise war eingehenden linguistischen Studien gewidmet. Auf ihr hat Glaser besonders die Dialekte des südlichen Küstengebietes vom Ras Nus bis nach Se Hud, das sogenannte Mehri im Westen und das von ihm Schehrat genannte Schhauri im Osten aufgenommen, Schwesterdialekte der auf der Insel Soqotra

gesprochenen Sprache. Die Wichtigkeit dieser eigenartigen Sprachengebilde für die Linguistik überhaupt, wie besonders für die Erkenntnis der südarabischen Inschriftensprache hat schon Fresnel i. J. 1840 betont. v. Maltzahn hat ihnen seine Aufmerksamkeit gewidmet, und ihr Studium war eine der Hauptaufgaben der Wiener südarabischen Expedition v. J. 1898. Heute besitzen wir dank der unermüdlichen Tätigkeit D. H. Müller's eine Fülle von Material dieser mehr und mehr dem unaufhaltsam vordringenden Arabischen weichenden Dialekte. In Glasers Nachlaß fand sich ein Heft von 186 Blättern mit Proben der Mehri-, Soqotri- und Schhauri-Sprache, aus den zerstreuten Notizen seiner Tagebücher nach Glasers Diktat von Prof. Hommel umgeschrieben und geordnet.

Endlich ist noch der Handschriften und Originaldenkmäler, die Glaser von dieser vierten Reise heimgebracht hat, zu gedenken.

Diesmal waren es 251 arabische Manuskripte,[1] die jetzt zu den Perlen der Wiener Hofbibliothek gehören. Glaser hat es besonders diesmal verstanden, die besten und ältesten Exemplare wichtiger Werke zu erwerben. Nicht weniger als 20 davon sind aus der Zeit vom 4.—6. Jahrh. d. Flucht (= 10.—12. Jahrh. n. Chr.) zuverlässig datiert.

Die prachtvolle Sammlung von Original-Inschriftensteinen und Altertümern befindet sich jetzt gleichfalls in Wien.[2] Sie umfaßt 39 Inschriftensteine, zahlreiche Skulpturen, kleine Altertümer und Münzen.

Die dringende Bitte um weitere ausgiebige Unterstützung fand keine Erhörung. Glaser war im Frühjahr 1894 durch seine Mittellosigkeit zur Heimkehr gezwungen und sollte niemehr den Boden Arabiens betreten dürfen. Er blieb in Deutschland, meist in München, das ihm zur zweiten Heimat geworden war, sich aufhaltend, mit der Sichtung und teilweisen Bearbeitung seines Materials beschäftigt, immer in der Hoffnung, durch einen günstigen Verkauf seiner ihm noch verbliebenen Sammlungen sich einen sorgenfreien Lebensabend zu sichern. Diese Hoffnung ist ihm nicht in Erfüllung gegangen. Noch etwa 1 Jahr vor seinem Tode gewann ein Plan festere Form, nach dem er seinen Aufenthalt wieder in San'a nehmen und dort ähnlich wie auf seiner 4. Reise durch Erkundigungen und Sammlung von Inschriftenabklatschen der Wissenschaft neues Material beschaffen sollte, aber nicht wie früher auf eigene Rechnung und Gefahr, sondern in einem festen Vertragsverhältnis. Welcher Gewinn

1) Vgl. die Beschreibung Max Grünerts in den Genfer Congreßakten 1894.

2) Vgl. die Publikation von D. H. Müller „Die südarabischen Altertümer des K. K. Hofmuseums Wien".

hätte der Wissenschaft aus der Verwirklichung dieses Planes erwachsen müssen! Aber es sollte dazu nicht kommen. Seit September 1907 litt Glaser schwer an den Folgen einer Arterienverkalkung, die rapide Fortschritte machte, und am 7. Mai ist er einem asthmatischen Anfall erlegen.

Die Bedeutung von Glasers Forschungsreisen liegt eigentlich nicht in der persönlichen Bereisung neuer bisher von keinem Europäer betretenen Gebiete. In diesem Stück hat er manchen seiner Vorgänger, wie Arnaud und Halévy, nicht erreicht. Auf völlig neue Wege führte ihn eigentlich nur seine Reise durch Arhab und Haschid. Das Gebiet, das er mit eigenen Augen gesehen hat, ist verhältnismäßig eng begrenzt. Was seine Reisen gegenüber allen früheren ähnlichen Unternehmungen so überaus erfolgreich werden ließ, war der Umstand, daß er mehr als alle seine Vorgänger im Lande wirklich heimisch geworden ist, daß er sich im höchsten Maße das Vertrauen der maßgebenden Kreise und Persönlichkeiten, der Türken nicht weniger wie der einheimischen Häuptlinge, zu erwerben verstanden hat. Eine zweite Voraussetzung seines Erfolges war seine Vorbildung, und auch nach dieser Seite hin hatte er viel voraus vor allen seinen Vorgängern. Er war ein durchaus geschulter Geograph und Astronom, innig vertraut mit Geschichte, Sitten und Gebräuchen des Landes, in dem er reiste, und vor allem hat er die Sprache der Eingeborenen vollkommen beherrscht und besaß zudem linguistische Fähigkeiten genug, fremde Idiome abzuhören und zu fixieren. Nur einem derartig ausgerüsteten Forscher war es möglich, das von Glaser befolgte System so durchzuführen, daß es wirklich zuverlässige Ergebnisse gewährleisten konnte. Was er nicht mit eigenen Augen sehen konnte, hat er von Eingeborenen erfragt und diese Erkundigungen aufs gewissenhafteste an immer neuen Informanten geprüft. Die Ruinen, die er nicht selbst besuchen konnte, hat er durch seine Leute nach Inschriften durchforschen lassen, und durch diese trefflich geschulten Hilfskräfte eine unvergängliche Fülle authentischen Inschriftenmaterials beschafft. So hat er auch der künftigen Erforschung Südarabiens den Weg gewiesen und geebnet. Seine Unterweisung der Eingeborenen ist auch anderen schon zugute gekommen. Was in den letzten Jahren an Abklatschen nach Europa kam, stammt wohl alles von den durch Glaser geschulten Leuten. Es wäre nur zu wünschen, daß es gelänge, diese

Leute unter der Führung eines landes- und sachkundigen Forschers noch viel ausgiebiger der Wissenschaft dienstbar zu machen, bis einmal glücklichere Verhältnisse wieder eine gefahrlose Bereisung und Erforschung des Landes ermöglichen.

Selten wohl hat ein Forscher der Wissenschaft ein reicheres Erbe hinterlassen als Eduard Glaser. Der Gedanke läßt sich gar nicht ausdenken, daß mit ihm auch sein Lebenswerk in Nichts zerfallen, unwiderbringlich verloren sein könnte. Die Wissenschaft hat das größte Interesse daran, sich seines Nachlasses zu versichern, ihn dauernd zu erhalten und zu erschließen. Aus der oben gegebenen Schilderung seiner Reisen und ihrer Ergebnisse läßt sich schon ein allgemeines Bild gewinnen von den Schätzen, die jetzt noch der Hebung harren.

Professor Hommel hat eine Inventarisation des Nachlasses vorgenommen und im Anhang zu Glasers Altjemenischen Nachrichten veröffentlicht, dabei besonders sämtliche Inschriften von der 2. Reise an, die Nummern 277—1811, kurz beschrieben. Hier sei folgendes daraus hervorgehoben:

Die Kopien der Inschriften füllen im bunten Wechsel mit sprachlichen, ethnologischen und geographischen Notizen 15 Tagebücher, 8 Kisten Abklatsche geben für die wichtigeren Texte der 3. Reise (406—1032) und für fast alle der 4. Reise (1033 bis 1063) die den Originalen für die Wissenschaft gleichwertigen autentischen Unterlagen. Die Texte 1664—1780 sind gleichfalls in Abklatschen vorhanden, sie wurden Glaser nach seiner Rückkehr nach München aus Arabien zugesandt. Die Nummern 1781—1811 enthalten mit wenig Ausnahmen (1787: 5 Zeilen, 1788: 3 Zeilen) nur einzelne Worte (Namen), meist von Schmuckgegenständen in Privatbesitz oder im Handel abgeschrieben.

Es leuchtet ein, daß die Erschließung dieses gewaltigen Materials, das die Zahl aller Texte die wir bis jetzt haben, sicher mehr als verdoppelt, und zudem in den meisten Fällen in authentischer Form vorliegt, das ganze Studium der südarabischen Denkmäler und damit der Geographie und Geschichte des alten Arabiens auf völlig neue Grundlagen stellen muß. Und mehr als das. Es hat sich bisher wahrlich zur Genüge gezeigt, daß das südarabische Altertum kein weitabliegender Tummelplatz eng begrenzten Spezialistentums ist, daß vielmehr seine Aufhellung auch der Erkenntnis anderer durch die Gunst der Verhältnisse einem größeren Kreise

interessant und wichtig gewordenen Zweige der orientalischen Wissenschaft in sehr wesentlichen Stücken zugute kommt.

Auf Glasers Notizen zu Hamdani ist schon hingewiesen worden. In seinem Nachlaß fanden sich 2 mit geographischen Stenographie-Notizen vollgeschriebene Exemplare von D. H. Müllers Textausgabe. Im letzten Jahre seines Lebens hat er überdies einen Teil dieser Notizen in unmittelbar verwendbare Form umgeschrieben.

Leider hat uns Glaser niemals das gegeben, wozu seine Fähigkeiten und seine wissenschaftliche Ausrüstung ihn vor allem andern und vor allen andern in Stand gesetzt hätte, eine große Karte von Südarabien. Wie oft ist er daran gegangen, dieses von ihm selbst stets als seine besondere Aufgabe betrachtete Werk in Angriff zu nehmen. Zur Ausführung ist er nie gekommen. Im Druck liegen nur zwei ausdrücklich als „vorläufig" bezeichnete Kartenskizzen vor, die zu seiner Beschreibung der Reise in Archab und Haschid und zu der Route Hodeida-San'a in Petermanns Mitteilungen Bd. 32 und die zur Hadaqan-Inschrift (Gl 302) in seinen „Mitteilungen". Bei seiner Gewissenhaftigkeit, die nirgends deutlicher hervortritt, als in seinen geographischen Studien, hätten wir von ihm zweifellos eine ganz vortreffliche Karte erhalten. Alle Vorarbeiten dazu haben sich in seinem Nachlaß gefunden, ein Heft im allergrößten Formate mit 74 Seiten voller Kartenskizzen mit eingehenden geographischen Notizen, dazu noch eine Menge loser Blätter mit Detailskizzen und eine Rolle verschiedener Kartenskizzen größten Formats.

Fürwahr, es ist ein überreiches Erbe, das Glaser hinterlassen hat. Die Wissenschaft wird lange daran zu zehren haben. Es ist nur zu wünschen, daß sich Mittel und Wege finden, es bald und in würdiger Weise der Allgemeinheit zugänglich zu machen.

Eduard Glaser hat der Wissenschaft nicht nur auf gefahrvollen Wegen neues Material erorbert, er hat auch selber und in glücklichster Weise sich an der Bearbeitung und Verarbeitung dieses Materials beteiligt, er ist nicht nur ein Forschungsreisender sondern ein Forscher gewesen. Freilich läßt sich nicht leugnen, daß seine gelehrten Arbeiten[1] mitunter recht anfechtbar sind. Glaser war

[1]) Die wichtigsten sind: Mitteilungen über einige aus meiner Sammlung stammende sabäische Inschriften 4° 102 + VII S. 1886. — Skizze der Geschichte und Geographie Arabiens. I. Band (Geschichte). 1. Heft 102 S. 1889 (nicht im Buchhandel). II. Bd. (Geographie) 575 S. 1890. — Die Abessinier in Arabien und Afrika. 211 S. 1895. — Zwei Inschriften über den Dammbruch von Marib. 129 S. 1897. — Punt und die südarabischen Reiche. 72 S. 1899. — Altjemenische Nachrichten. Bd. I 1906.

Autodidakt, war stolz darauf, aber er hat die Klippen, die dem an keiner sichern Tradition orientierten Kurs drohen, nicht immer zu meiden verstanden. So schleppen manche seiner Arbeiten einen unerhörten Ballast von Erwägungen und Möglichkeiten mit sich, die eben keine Möglichkeiten sind. In dem Streben, erschöpfend zu sein, hat er allzu leicht die Grenzen übersehen, die die festen Gesetze der Linguistik umschrieben haben. Ein Beispiel! Bei der Erörterung des Wortes agû sagt er (OLZ 9. 244 f.), es könnte theoretisch auf 108 Wurzeln zurückgeführt werden, und er habe die Mühe nicht gescheut, nach den mathematischen Regeln der Permutation und Kombination alle diese 108 Wurzeln zusammenzustellen und so weit sie existieren in den (arab., hebr. und äthiop., eine Anzahl auch noch in andern) Wörterbüchern nachzuschlagen, theoretisch also $3 \times 108 = 324 +$ c. 100 weitere, also c. 420 Nachschlagungen". So konnte er auch ganz ernsthaft sagen, er habe für eine und dieselbe Inschrift wenigstens 3 völlig einwandfreie Übersetzungen ohne daran zu denken, daß davon doch jedenfalls 2 sicher falsch sein müssen. Was mir bei dieser Konstatierung am Herzen liegt, ist aber in erster Linie das, zu zeigen, wie sorgfältig Glaser seine Arbeiten durchgeführt hat, mit welch beispielloser Gewissenhaftigkeit er alle Möglichkeiten durchgedacht und geprüft hat, wie eisern streng er gegen sich selber war in der Forderung der wissenschaftlichen Gründlichkeit. Und da er ein durchaus genial veranlagter Geist war, sind auch ihm, dem Autodidakten, Leistungen gelungen, die die höchste Bewunderung erheischen. Er hat viele Schwierigkeiten in seinen Inschriften wie spielend gelöst und wo im Einzelnen die Späteren zu korrigieren haben, ist von ihm doch oft der Sinn, der Zusammenhang mit sicherem Instinkt klar erkannt worden, auch da, wo er allen seinen Vorgängern verborgen geblieben ist.

Seine wichtigste Entdeckung ist zweifellos die des höheren Alters des minäischen Reiches gegenüber dem sabäischen. Freilich der augenfällige Beweis für diese Auffassung ist bis heute nicht erbracht worden. Die Inschriften, von denen aus Glaser selbst zu ihr gekommen ist, sind noch unveröffentlicht. Es ist nicht zu verwundern, wenn sie noch viel Mißtrauen begegnet. Aber auch gesetzt den Fall, daß sich in der Formulierung der These einmal noch das eine oder andere verschieben sollte, so wird doch heute schon niemand leugnen können, daß die These an sich eine unvergleichlich belebende Wirkung auf den ganzen Gang der südarabistischen Studien gehabt hat, mit dem Ergebnis, daß nunmehr erst eine einigermaßen

einleuchtende Vorstellung vom Gang der Geschichte im vorislamischen Arabien gewonnen worden ist.

In Glasers Nachlaß befindet sich auch ein zu geradezu kolossalen Dimensionen angewachsenes Manuskript eines Inschriftenwerkes, in dem eine Menge alter und neuer Texte eingehendst behandelt sind. So vielerlei Spreu sich darin auch finden mag, sicherlich wird es eine kaum zu erschöpfende Fundgrube sein für alle Fachgenossen und vor allem den Bearbeitern des Inschriftenmaterials unschätzbare Dienste leisten. Möchte dies Werk, dem Glaser sich in den letzten 5 Arbeitsjahren seines Lebens fast ausschließlich und bis zur äußersten Erschöpfung gewidmet hat, einen nicht nur sachkundigen, sondern auch pietätvollen Herausgeber finden.

Freilich der stärkste Antrieb bei solcher Gewaltleistung war für Glaser die Polemik. Auch dazu ein kurzes Wort. Glasers Schriften sind zum größten Teil recht unerquicklich zu lesen und sind es je länger je mehr geworden. Er hat in ihnen der Polemik einen weit über das Maß hinausgehenden Raum gewährt und zwar einer Polemik, die nur zu oft den Boden der sachlichen Erörterung verläßt und persönlich wird. Lange Seiten in seinen Büchern hätten nie geschrieben oder gar gedruckt werden sollen. Glaser hat sich von seinem ersten wissenschaftlichen Auftreten an zurückgesetzt, verfolgt, verkleinert, unterdrückt gefühlt. Man kann das verstehen, wenn man weiß, wie wenig man ihn in seiner mit so viel Begeisterung und Opferwilligkeit unternommenen Forschertätigkeit unterstützt hat. Wer kann es ihm nicht nachfühlen, daß Bitterkeit und Verbitterung sich immer tiefer in ihm festsetzen mußten, wenn er immer wieder dann sein Arbeitsfeld im Stich lassen mußte, wenn er nach Überwindung aller Schwierigkeiten des sicheren Erfolges froh zu werden hoffte, wenn er sich sagen mußte, daß lediglich der Mangel an tatkräftiger Unterstützung ihn zwang, die Arbeit einzustellen, für die er Gut und Blut dran zu geben nie Bedenken getragen hat. Aber wie er sich im Lauf der Jahre in immer größere Verbitterung hineingelebt hat, wie er sich ein ganzes System erdacht hat, nach dem seine „Feinde" ihn verfolgen, wie er schließlich soweit gekommen ist, gar zu glauben, der Zweck einer großen wissenschaftlichen Organisation sei im letzten Ende nur gegen ihn gerichtet, das kann man nicht mehr nachfühlen und verstehen, das kann man nur als ein tragisches Verhängnis innig und mit tiefem Mitgefühl bedauern. In seinen Werken finden sich auf Schritt und Tritt die Spuren dieser Vorstellungen. Möchten diese Stellen, die so viel mit schuldig

sind an der zwiespältigen Beurteilung auch seiner rein wissenschaftlichen Leistungen, übersehen werden oder wenigstens verstanden werden als das was sie sind, als Äußerung einer ins krankhafte verzerrten Verbitterung.

Aber die polemische Neigung Glasers hat nicht nur so bedauerliche Erscheinungen gezeitigt, sie hat sich manchmal auch in einer schalkhaften, und bei aller Ironie fast anmutig humorvollen Weise geäußert. Er hat gelegentlich wahre Kabinetstücke humorvoller Ironisierung gegeben, die niemand, vielleicht nicht einmal die Betroffenen, missen möchten.

Und am Schlusse seines Lebens hat er selber dafür gesorgt, daß er nicht nur als ein starker Hasser, als ein unerbittlicher und unversöhnlicher Wiedervergelter im Gedächtnis der Nachwelt weiter lebe, er hat mit den am grimmigsten von ihm Befehdeten seinen Frieden gemacht.

Die heute zugänglichen Hauptquellen für Glasers Reisen sind:

Glaser, Meine Reise durch Archab und Haschid. (Petermanns Mitt. 30. Bd. 1884, S. 170—183, 204—213). [1. Reise].

Glaser, Von Hodeida nach San'a vom 24. April bis 1. Mai 1885 (Peterm. Mitt. 32. Bd. 1886. S. 1—10, 33—48). Mit Karte. [2. Reise].

Glaser, Über meine Reisen in Arabien. Vortrag in der k. k. Geogr. Ges. in Wien am 26. X. 1886, Abgedr. Mitt. dieser Ges. 1887, S. 18—28, 77—86 [behandelt die beiden ersten Reisen].

Eduard Glasers Reise nach Marib. März—April 1888. Von Fritz Hommel (Beil. z. Münchner Allg. Ztg. Nr. 293 u. 294, 1888). Hierin Glasers Originalbericht [3. Reise].

Mitteilung Nr. 1 der Ges. z. Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen: Bericht Glasers über seine 4. Reise d. d. Aden 28. II. 1894.

Bericht über einen Vortrag von E. Glaser über seine 4. Reise nach Arabien (Beil. z. Münchner Allg. Ztg. 20 97, 1894).

Vereinzelte Nachrichten finden sich besonders noch in Glasers „Mitteilungen über einige aus meiner Sammlung stammende sabäische Inschriften" 1886, mit einer Karte der Gegend von Hadaqan, und in den „Südarabischen Streitfragen" 1887.

Für die Orientierung sei auf die Kartenskizzen in AOVIII,4 und auf Glasers vorläufige Kartenskizzen in den obengenannten Werken verwiesen.

Die
Deutung der Zukunft
bei den
Babyloniern und Assyrern

Von

Dr. Arthur Ungnad

Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1909

Der Alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

10. Jahrgang, Heft 3.

Wegen der vielfach erweiterten Neudrucke empfiehlt es sich, stets nach Jahrgang, Heft, Auflage und Seitenzahl zu zitieren, also z. B.: AO. IV, 2² S. 15.

Das Verlangen, den Schleier der Zukunft zu lüften und künftiges Geschehen und Ergehen vorauszusehen, hat das menschliche Herz von jeher bewegt. Nicht nur die Neugierde, sondern insbesondere der Wunsch, Handeln und Tun so einzurichten, daß sie die denkbar besten Früchte tragen, haben jenes Verlangen entfacht. Wollte man dem ersehnten Ziele näher kommen, so galt es vor allem, Einblicke in den Kausalnexus der Dinge zu gewinnen und für die Einzelerscheinungen großzügige Gesetze aufzustellen. Das Altertum hat diese schwere Aufgabe mehrfach zu lösen versucht und ist in seiner Weise zu viel befriedigenderen Resultaten gelangt als die moderne Wissenschaft.

Um ein System oder auch nur Ansätze zu einem solchen zu gewinnen, konnte das Altertum die Empirie ebensowenig entbehren wie die Neuzeit; es unterscheidet sich von dieser nur durch die Art, wie es sein Material sammelt. Es verfährt hierbei ebenso kritiklos wie das Kind, indem es von zeitlicher Folge den naheliegenden Schluß auf eine ursächliche macht, ohne die Frage nach der Möglichkeit eines inneren Zusammenhanges zu prüfen. Sich mit solchen Fragen überhaupt zu befassen, war für das Altertum und so auch für den alten Orient etwas Überflüssiges; wo der Mensch einen Zusammenhang nicht zu erkennen vermochte, glaubte er voraussetzen zu können, daß Wesen im Spiele waren, die er mit seinen Sinnen nicht begreifen konnte: Geister und Götter. Daß aber auch diese nicht nach Willkür schalten und walten konnten, mußte schon die Tatsache beweisen, daß gewisse Erscheinungen, die dem Menschen ihrem inneren Wesen nach unbegreiflich waren, sich mit unwandelbarer Regelmäßigkeit wiederholten. Somit waren auch hier die Vorbedingungen gegeben, wenn auch nicht das Wesen, so doch die zeitliche Aufeinanderfolge bestimmter Vorgänge — namentlich himmlischer — im voraus zu bestimmen.

Die Erkenntnis, daß überall in der Welt Kausalzusammen-

hänge existieren, deren gegenseitige Beziehungen der Mensch nicht immer zu erforschen vermag, verleitete den alten Orientalen zu dem verhältnismäßig naheliegenden Schlusse, daß man auch dann, wenn ein Zusammenhang zweier zeitlich aufeinanderfolgender Erscheinungen nicht erkennbar war, dennoch einen solchen — oder doch die Möglichkeit eines solchen — vorauszusehen habe, ja, daß im großen und ganzen alle Dinge in einem ursächlichen Zusammenhange ständen, der wenigstens teilweise empirisch festgestellt werden könne.

Als ein weiteres Moment kommt noch der Glaube hinzu, daß alles Geschehen sich nach bestimmten Prinzipien wiederhole. Tag und Nacht mit ihrem regelmäßigen Wechsel von Licht und Finsternis, das Jahr mit dem ebenso regelmäßigen Wechsel der Jahreszeiten und ähnliche in fester Folge wiederkehrende Erscheinungen haben wohl die Vorstellung wachgerufen, daß auch auf Gebieten, wo es weniger augenfällig war, ein regelmäßiger Kreislauf der Dinge anzunehmen sei, daß das, was heute geschieht, schon oft in ganz ähnlicher Weise geschehen sei und noch oft geschehen werde. Der Willkür ist daher nur wenig Spielraum gelassen, denn es gibt keinen Zufall, sondern nur Bestimmung. Die Schicksalstafeln schreiben der Welt ihren Gang in allen Einzelheiten vor, und auch die Götter müssen sich ihnen fügen. Von einem solchen Gesichtspunkte aus betrachtet, gewinnt auch das scheinbar Unwichtige und Zufällige an Wert; es ist ein Glied in der großen Kette des Geschehens, das für den Zusammenhang des Ganzen, wenn es auch klein ist, dennoch seine Bedeutung hat, das man also nicht ohne Gefahr ignorieren darf. Eine gewisse Inkonsequenz zeigt sich indes, was gleich bemerkt sein mag, darin, daß man nicht den freien Willen des Menschen zu leugnen wagte; oder richtiger wohl, man bemerkte garnicht, daß die Voraussetzung einer solchen Willensfreiheit gegen das „System" verstieß. Der Mensch kann also sein Handeln nach verschiedenen Seiten hin entfalten; da er jedoch von vornherein noch nicht weiß, welche die für ihn günstigere ist, so muß er versuchen, einen Einblick in den Zusammenhang der Dinge zu gewinnen, um von den verschiedenen Möglichkeiten die beste wählen zu können.

Ein solcher Einblick wurde, wie schon bemerkt, zunächst auf empirischem Wege gewonnen. Bei irgend einem Unglück erinnerte man sich, daß zuvor ein auffälliges Geschehnis beobachtet wurde; deshalb glaubte man sich zu der Annahme berechtigt, daß ein

gleiches Geschehnis auch ein andres Mal der Vorbote eines Unglücks sein werde. Mit reiner Empirie konnte man indes bei der Fülle des Geschehenden nicht auskommen; man mußte versuchen, gewisse Grundideen zu erkennen, um in Fällen, wo die Erfahrung versagte, rein theoretische Konstruktionen vorzunehmen. Hier gilt vor allem das „Gesetz der gegenseitigen Entsprechungen". Ein als Omen betrachtetes Geschehnis galt z. B. im allgemeinen als ein günstiges Zeichen, wenn es selbst einen günstigen Verlauf nahm, als ungünstig dagegen, wenn es selbst ungünstig oder unnormal verlief. Eine andre Grundanschauung war die, daß bestimmte Richtungen glück- oder unglückbringend waren.

So war es den Wahrsagepriestern verhältnismäßig leicht, rein aus der Theorie schöpfend, Kompendien anzulegen, die auf alle erdenklichen Fälle Rücksicht nahmen und gelegentlich sogar solche Geschehnisse als möglich ansetzten, von denen man schon früh erkennen mußte, daß sie niemals eintreten konnten.

Bei der Abfassung dieser „Handbücher der Wahrsagekunst" war noch ein andres Moment maßgebend: man suchte ihnen den Anstrich einer ehrwürdigen Altertümlichkeit zu geben, indem man sie in längst vergangene Zeiten zurückprojizierte; dadurch erzeugten sie den Anschein einer durch die Jahrhunderte erprobten Gediegenheit und Zuverlässigkeit. So ist eine Sammlung von Omen aus der Leberschau (s. u.) in die Zeit des alten Heldenkönigs Sargon von Akkad (um 2600 v. Chr) verlegt worden. Sie gibt bei jedem Omen an, was dem Könige auf Grund des gleichen Omens zugestoßen sei, und will somit einen Kanon für künftige Herrscher bilden, die dem Ruhme jener Heldengestalt nacheifern wollen. Derartige Omen, die auf historische Ereignisse zurückgehen, sind für die Geschichtsforschung von unvergleichlichem Werte, da es sich zeigt, daß die babylonischen Priester bei der Ausarbeitung dieser Sammlungen nicht willkürlich vorgingen, sondern gewissenhaft alte Chroniken benutzten, um sich das gewünschte historische Material zu verschaffen. Für die Zeit Sargons war bis vor wenigen Jahren das erwähnte Omenwerk die einzige, natürlich von vielen Seiten stark angezweifelte Geschichtsquelle. Nachdem nunmehr aber durch Quellen aus der Zeit Sargons selbst nachgewiesen werden kann, daß eine ganze Anzahl der historischen Daten des Omenwerkes auf guter Überlieferung beruhen, wird man nicht umhin können, auch die noch nicht durch alte Zeugnisse gesicherten als zuverlässig anzusehen. Weitere geschichtlich wertvolle Notizen,

die wir Omenwerken verdanken, sind z. B. die über das Ende der Ur-Dynastie (etwa 2475—2360), deren letzter König Ibi-Sin von den Elamitern in die Gefangenschaft geführt wurde, oder über den Tod des bekannten Königs Urumusch von Kisch, der einer Palastrevolution zum Opfer fiel.

Immerhin sind historische Bemerkungen in Omenwerken recht selten. Im allgemeinen genügte es, wenn man das betreffende Kompendium in das Milieu der alten Zeit versetzte, indem man etwa die modernen Länder- und Völkernamen mit alten ungebräuchlichen vertauschte. Dies tut vor allem ein großes astrologisches Omenwerk, das aus ungefähr 70 Tafeln zu je rund 100 Omen bestand und noch in zahlreichen Bruchstücken aus der Bibliothek Asurbanipals (668—626 v. Chr.) erhalten ist. Wenn es auch den Namen Sargons nicht erwähnt, so will es dennoch den Anschein erwecken, aus jener grauen Vorzeit zu stammen; denn es teilt die Welt noch in derselben Weise ein, wie man sie damals nach politischen Gesichtspunkten einteilte, nämlich in Akkad (d. i. eigentlich Nordbabylonien, schließt hier aber wohl auch Sumer, Südbabylonien, mit ein), Elam, Amurru und Subartu. Dieses waren die vier Großstaaten der Zeit Sargons von Akkad, die die vier Viertel (kibrat irbitti) der „zivilisierten Welt" ausmachten; zur Zeit Asurbanipals und schon lange zuvor waren die politischen Verhältnisse ganz andere. Wohl hatten sich Elam und Akkad-Babylonien durch die Jahrtausende hindurch erhalten, aber ein Königreich Amurru gab es ebensowenig mehr wie das einst von hethitischer Rasse bevölkerte Subartu. Der Wahrsagepriester der Spätzeit, der für einen bestimmten Fall seine Voraussage geben mußte, war daher genötigt, für die alten Bezeichnungen die zu seiner Zeit gebräuchlichen wieder einzusetzen; er mußte dann Amurru durch die Westländer und Subartu durch Assyrien ersetzen, das zur Zeit des alten Sargon noch garnicht existierte[1]. In einem astrologischen Rapport an den König Asurbanipal wird diese notwendige Vertauschung der alten durch jüngere politische Begriffe ausdrücklich bezeugt. Der Hofastrolog exzerpiert hier eine Stelle aus dem großen Omenwerk,

1) Die Stadt Assur wurde von Uschpia und Kikia gegründet, die sich durch ihre Namen als Angehörige des hethitischen (genauer mitannischen) Volkes erweisen. Diese Gründung muß vor der Hammurapi-Dynastie stattgefunden haben, da es in dieser Zeit bereits ein assyrisches Königreich unter semitischen Fürsten gab.

die eine Voraussage für Subartu enthält, und fügt dann hinzu: „Subartu sind wir", d. h. die Assyrer.

Unter der großen Fülle von Omen lassen sich deutlich zwei Gruppen unterscheiden, nämlich solche, die der Mensch willkürlich hervorrufen kann, und solche, deren Zustandekommen ohne menschliches Zutun geschieht. Zu der ersten Klasse gehört vor allem die Leberschau, zur letzten die Astrologie und die Menge der sich „zufällig" bietenden Erscheinungen auf Erden. Man kann sich schwer vorstellen, daß die erstgenannte Gruppe die ursprünglichere ist; denn der primitive Mensch mußte erst einmal versuchen, die Zusammenhänge der großen Weltenmaschine zu verstehen lernen oder sich wenigstens nach seinem Vorstellungsvermögen zu deuten, ehe er es wagen konnte, selbsttätig in das Getriebe der Ketten und Räder einzugreifen.

Dennoch sind gerade die „willkürlichen" Omina zuerst bezeugt, was indes ein bloßer Zufall sein mag. Die erste Erwähnung der Leberschau scheint sich bereits bei Gudea, dem bekannten Vizekönig von Lagasch zu Beginn der Ur-Dynastie (um 2450), zu finden. In der Zeit der Hammurapi-Dynastie (etwa 2230—1930 v. Chr.) war die Leberschau bereits zu einem vollen System ausgearbeitet. Dieses wird einerseits durch das Modell einer Tonleber erwiesen, die sich im Britischen Museum befindet und ganz und gar mit Omendeutungen in altbabylonischer Kursivschrift beschrieben ist, andrerseits durch eine Anzahl kleiner Tontafeln, auf denen die bei einer Opferschau gewonnenen Beobachtungen verzeichnet und die zum Teil sogar auf Tag, Monat und Jahr datiert sind. Sie bieten in ihrer Terminologie ein so regelmäßiges Schema, daß man ein festes System der Leberschau bereits für diese Zeit annehmen muß.

Der Grund, daß man gerade die Leber als das günstigste Objekt der Wahrsagekunst ansah, war zunächst der, daß dieses Organ den Alten als Sitz des Lebens galt. Zu dieser Vorstellung führte höchst wahrscheinlich die stets wechselnde Gestalt der Leber, die man bei geschlachteten Tieren schon früh bemerken mußte: die Anordnung der einzelnen Teile, so der Gallenblase und der verschiedenen Gallengänge, die merkwürdigen, größtenteils durch Adern und Sehnen hervorgerufenen Markierungen und andre auffällige Erscheinungen, die bei anderen Organen viel weniger hervortreten, erweckten den Gedanken, daß die Leber der sichtbare Sitz der seelischen Vorgänge sei, deren Kompliziertheit auf diese Weise eine

gewisse Erklärung fand. Was für einen Nutzen konnte es dem Menschen indes bieten, bei der Opferschau gewissermaßen einen Blick in das Seelenleben eines geschlachteten Tieres zu werfen? Die einzige Erklärung, die man hierfür finden kann, liegt wohl in der Vorstellung des alten Orients, daß der Mikrokosmos nur ein Abbild des Makrokosmos ist, daß beide in einer genau geregelten Harmonie stehen, daß man also das, was von dem einen gilt, auf den andern übertragen kann. Eine solche Vorstellung konnte sich entwickeln, sobald man bemerkte, daß auch das organische Leben Kreisläufe beschreibe, die zu den Kreisläufen der Natur eine gewisse Parallele bieten. Ähnliche Grundanschauungen scheint auch die etruskische Leberschaukunde zu haben, die überhaupt viele Berührungspunkte mit der babylonischen zeigt.

Die babylonischen Priester haben für jede kleine bemerkbare Erscheinung auf der Leberfläche bestimmte Termini geprägt, deren Deutung naturgemäß die größten Schwierigkeiten bereitet und trotz der eingehendsten Forschungen erst dann eine endgültig befriedigende sein wird, wenn Lebermodelle bekannt geworden sind, die die babylonischen Namen der einzelnen Bestandteile angeben. Nur bei wenigen Ausdrücken liegt die Deutung ganz klar auf der Hand, so bei martu „Das Bittere", womit nur die Gallenblase, und bei ubanu „Finger", womit nur der fingerartige Auswuchs der Leber (processus pyramidalis) gemeint sein kann.

Die Terminologie der Leberschaupriester möge ein Bericht über den Verlauf einer Opferschau veranschaulichen, die vor dem Bildnisse des als Gott verehrten Königs Hammurapi vorgenommen wurde, und zwar am 21. Addar des 10. Regierungsjahres seines Ururenkels Ammizaduga (um 1975 v. Chr.). Dieser Text ist der älteste datierbare Leberschautext, der bisher bekannt geworden ist. Er enthält nur die Beobachtungen selbst, ohne die Deutungen beizufügen. Man hat daher anzunehmen, daß er die Aufzeichnungen des oder eines bei der betreffenden Opferschau tätigen Priesters bietet, die erst später mit Hilfe von Lehrbüchern genauer untersucht und mit Deutung versehen wurden. Es heißt hier (Z. 13 ff.):

Resultat der Opferschau: Der Standort war lang. Auf der rechten Seite des Standortes waren zwei Vertiefungen (?) gelegen. Einen Pfad hatte sie (die Leber). Die linke Seite des Pfades war gespalten. Ein ... war auf der linken Seite des Pfades gelegen. Die Verstärkung war losgerissen. In der Mitte des Palasttores war ein Riß (?), und dieser war zerfasert (?). Eine

Blase (?) hatte sie (die Leber). In . . . befand sich eine Waffe[1] und diese schaute nach dem Haupte der Galle. Die Galle war auf der linken Seite nach unten hin erweitert (?). Auf der linken Seite der Galle war ein Fuß inmitten eines (andern) Fußes. Die linke Seite der Galle war in zwei Teile gespalten. Auf der linken Seite der Galle war ein Fuß. Auf der linken Seite des Fingers hatte sich eine Waffe von rechts nach links hin erhoben. Auf der Rückseite des Fingers war in der Mitte eine Waffe gelegen und diese schaute nach unten. Die Kopfbinde der Leber war gespalten. Die Leber . . . rechts. Das Haupt der Leber war auf der linken Seite gespalten.

Man sieht, daß der Priester nicht unter Mangel an Beobachtungsmaterial zu leiden hatte! Bei der überreichen Fülle dessen, was man auf einer Schafsleber bemerkte oder wenigstens zu bemerken glaubte, muß es keine geringe Arbeit erfordert haben, die Deutung jedes einzelnen Omens aus den Kompendien herauszusuchen. Denn das mußte der Wahrsager erst tun, um das Gesamtresultat der betreffenden Opferschau festzustellen.

Diese Kompendien, von denen sich eine erhebliche Anzahl großer und kleiner Stücke aus der Bibliothek Asurbanipals erhalten hat, wurden, um dem forschenden Priester die Arbeit zu erleichtern, im allgemeinen nach den verschiedenen Bestandteilen der Leber geordnet. So gab es ganze Reihen, die sich nur mit dem „Standort" befaßten. Der Priester, der die oben angeführte Opferschau zu bearbeiten hatte, mußte also in der Tontafelbibliothek seines Tempels sich zunächst die Serie „Standort" heraussuchen und dann hierin nachlesen, bis er die Beobachtung fand: „Ist der Standort lang". Hier war dann als Deutung etwa angegeben: „so werden die Tage des Fürsten lang sein". Das Omen war also günstig. Ebenso mußte er bei allen andern der aufgezählten Beobachtungen verfahren. Erst dann konnte er das Gesamtresultat ziehen und dem Ratsuchenden mitteilen, ob die Opferschau ihm Glück oder Unglück künde.

Um einen Einblick in die Leberschautexte zu bieten, seien zunächst die Omina der Sammlung mitgeteilt, die aus der Zeit des Königs Sargon zu stammen vorgibt und auf die oben (S. 5) bereits hingewiesen ist. Alle diese Omina behandeln einen Teil der Leber, der Esch geschrieben wird, dessen Bedeutung jedoch unbekannt ist. Es heißt hier:

Gesetzt das Esch ist ganz und gar von der Gallenblase umschlossen, so ist dies ein Vorzeichen Sargons, der auf dieses Orakel hin nach dem Lande

[1]) Abbilder göttlicher Waffen glaubte man in einzelnen Markierungen auf der Leberfläche erkennen zu können.

Elam zog, die Elamiter alsdann niederwarf, sie umzingelte und ihnen die Zufuhr abschnitt.

Der rein theoretische Charakter dieser Voraussage ist klar; er beruht wiederum auf dem Gesetze der Entsprechungen: wie die Gallenblase den betreffenden Leberteil umschloß, so umzingelte Sargon seine Feinde. Das zweite Omen lautet:

Gesetzt, das Esch ist ganz und gar von der Gallenblase umschlossen, das [. . .] fällt darüber hinweg, während die Gallenblase nach hinten zu fällt und dabei fest sitzt, so ist dies ein Vorzeichen Sargons, der auf dieses Orakel hin nach Amurru zog, Amurru sodann niederwarf und auf diese Weise die Herrschaft über die vier Weltteile[1] gewann.

Hier deutet der Umstand, daß ein Bestandteil über den andern hinwegfällt, die Unterwerfung des Feindes an. Weiter heißt es:

Gesetzt, der Bau des Esch ist rechts und links (besonders) dick, ..., während der Finger (d. i. der processus pyramidalis) darauf ruht, so ist dies ein Vorzeichen Sargons, der auf dieses Orakel hin die Machtstellung Babylons beseitigte, Erde vom . . . des Ginna-Tores fortnahm, alsdann [. . . . .] und bei der Stadt Akkad eine (neue) Stadt gründete, ihren Namen [. . .] nannte und [. . . .] darinnen ansiedelte.

Vielleicht galt die ungewöhnliche Dicke des Leberteils als ein Hinweis auf Ausdehnung der Herrschaft. Die nächsten drei Abschnitte sind fast völlig zerstört. Sie beziehen sich teils auf den Feldzug nach Amurru, teils auf den gnädigen Beistand, den die Göttin Ischtar dem König gewährte. Der Text fährt dann fort:

[Gesetzt, das Esch ist wie der Kopf] eines Löwen gestaltet, so ist dies ein Vorzeichen Sargons, der auf dieses Orakel hin, [mit Ischtars Herrscherring beschenkt,] emporkam, keinen Widerpart oder Gegner hatte, seinen Schrecken über die Länder ausgoß, das Weltmeer überschritt, im dritten Jahre im Westen [alle Länder] eroberte, sie unter einheitliche Verwaltung brachte, seine Bildsäulen im Westen [aufstellte] und ihre Beute im Meerlande übersetzte.

Hier ist die löwenkopfähnliche Gestaltung eine Hindeutung auf die unvergleichliche Macht Sargons. Weiter lesen wir:

[Gesetzt, das Esch] ist weit wie ein Deckel (?), ohne daß ein Finger vorhanden ist, und der Standort ist lang und umschließt das Esch, so ist dies ein Vorzeichen Sargons, der auf dieses Orakel hin seinen Palastbezirk auf 5 Meilen an Umfang (?) erweiterte, worauf die Vornehmen zu ihm hintraten und zu ihm sagten: „Wohin sollen wir gehen?"

Auch hier ist die Beziehung zwischen der Weite des Leberteils und der Ausdehnung des Palastbezirks augenfällig. Das nächste Omen lautet:

Gesetzt, das Esch ist weit wie ein Deckel (?), ohne daß ein Finger vorhanden ist, während rechts von der Gallenblase eine Wasse liegt (?), die nach

[1]) Diese sind Akkad, Elam, Subartu und Amurru. Sargons Zug nach Amurru fand demnach erst nach Eroberung Elams und Subartus statt.

links schaut, und vor ihr die linke Seite der Gallenblase gespalten ist, so ist dies ein Vorzeichen Sargons, der auf dieses Orakel hin infolge einer Empörung des Kastubila von Kasalla nach dem Lande Kasalla zog, ihnen eine Niederlage beibrachte, sie überwältigte, ihr großes Heer niederwarf, Kasalla in Staub und Ruinen verwandelte und so vernichtete, daß kein Vogel eine Ruhestätte dort finden konnte.

Die Waffe weist auf Kampf, da sie aber rechts liegt, auf einen günstig verlaufenden; die Spaltung der Gallenblase ist ein Zeichen drohender Empörung; daß die linke Seite gespalten ist, verkündet dem Empörer einen unheilvollen Ausgang seines Unternehmens an. Weiter heißt es:

Gesetzt, das Esch ist weit wie ein Deckel (?), ohne daß ein Finger vorhanden ist, während rechts von der Gallenblase eine Waffe liegt (?), die nach links schaut, und vor ihr 7 Spalten sind, so ist dies ein Vorzeichen Sargons, gegen den auf dieses Orakel hin die Ältesten des ganzen Landes revoltierten, ihn in der Stadt Akkad belagerten, worauf Sargon auszog, ihnen eine Niederlage beibrachte, sie überwältigte, ihr großes Heer niederwarf, ihre Habe auf sie band und die Stätte der Ischtar anrief[1].

Die Waffe und die Spalten bedeuten Kampf und Empörung; ein gutes Ende ist dadurch gesichert, daß die Waffe auf der rechten Seite liegt. Das letzte auf Sargon bezügliche Omen lautet:

Gesetzt, das Esch hat zwei Finger, eine Waffe erhebt sich links und rechts, eine Verstärkung und eine Blase (?) liegen auf der linken Seite, die eine Waffe ist niedergedrückt und die (andre,) linke Waffe umschließt die Gallenblase, der Pfad zur Linken der Gallenblase ist doppelt, und Verdickungen (?) sind vorhanden, so ist dies ein Vorzeichen Sargons, gegen den sich auf dieses Orakel hin Subartu in seiner Massigkeit erhob, sich (seiner) Waffe jedoch unterwarf, worauf Sargon ihre Wohnsitze (neu) besiedelte, ihnen eine Niederlage beibrachte, sie überwältigte und ihr großes Heer niederwarf[2]. Auch versammelte (?) er seine Streitkräfte und brachte sie nach der Stadt Akkad hinein.

Einige weitere Abschnitte beschäftigen sich mit den Taten des Sohnes und Nachfolgers Sargons, des Königs Naram-Sin. Von Bedeutung für die Art der Komposition dieser Omensammlung ist es, daß sich vor kurzem eine rein historische Gesichtspunkte verfolgende Chronik gefunden hat, die aus derselben Quelle schöpft.

Wollte man die Sammlung in einem bestimmten Fall benutzen, so war man genötigt, den Nachsatz des betreffenden Omens erst zu verallgemeinern. Die meisten Kompendien der Leberschaukunde tun dies bereits; ihre Nachsätze enthalten Bemerkungen, die für die Allgemeinheit von Wichtigkeit sind: kriegerische Operationen, das

1) Der letzte Satz ist unverständlich und jedenfalls verderbt überliefert.

2) Diese letzten drei Aussagen dürften versehentlich aus einem der früheren Abschnitte an diese Stelle geraten sein.

Wohl und Wehe des Königs oder der königlichen Familie, Ernte und Marktpreise usw.; nur ganz selten befassen sie sich mit der Person des Einzelnen. Ein paar Beispiele mögen dies zeigen:

Gesetzt, der Finger ist wie das Ohr eines Löwen, während der linke Teil der Rückseite fehlt, so wird das Heer des Fürsten nicht seinesgleichen haben.

Gesetzt, der Finger ist wie die Zunge eines Rindes, so werden die Generäle des Fürsten sich gegen ihn empören.

Gesetzt, der Finger ist wie der Kopf eines Schafes, so wird der Fürst zu vollster Macht gelangen.

Diese Beispiele sind der Reihe nach einem Kompendium entnommen, das sich mit der Gestalt des Leberfingers, d. i. des processus pyramidalis, beschäftigte und eine ganze Anzahl von Tontafeln umfaßte. Umfangreiche Serien herzustellen konnte nicht schwer fallen, wenn man, wie unser Text es tut, Vergleiche mit allen möglichen Körperteilen von Tieren vornimmt; man muß sich nur wundern, wie ein Priester sich in diesem Chaos zurechtfinden konnte. Noch umfangreicher sind die Beobachtungen, die aus der Beschaffenheit des „Pfades" abgeleitet werden, wie die folgenden:

Gesetzt, der Pfad ist doppelt, während die Basis eine einheitliche ist, so wird der König einen Löwen töten oder der König wird seinen Rivalen töten.

Gesetzt, der Pfad ist doppelt, und in dem oberen fließen dunkle oder helle Wasser, so wird mein Heer auf dem Zuge, den es unternimmt, von Durst befallen werden, ungesundes Wasser trinken und daran zugrunde gehen.

Gesetzt, der Pfad ist doppelt, und der obere schließt den unteren ein, so wirst Du die Stadt des Feindes einschließen und erobern.

Gesetzt, der Pfad ist doppelt, und der untere schließt den oberen ein, so wird der Feind Deine Stadt einschließen und erobern.

Obwohl die soeben angeführten Omina sämtlich der gleichen Serie angehören, tragen sie kein einheitliches Gepräge, wie schon der Wechsel zwischen erster, zweiter und dritter Person in den Nachsätzen zeigt: sie dokumentieren sich dadurch als Ineinanderschachtlungen älterer Werke, die man indes nicht einmal umzuarbeiten oder einheitlich zu gestalten für nötig befunden hat; wir bemerken hier eine beachtenswerte Parallele zu der Arbeitsweise des Redaktors des Pentateuchs, der ja ebenfalls darauf verzichtete, Unstimmigkeiten der Quellen auszugleichen.

In den bisher betrachteten Omen der Leberschau wurden ausschließlich Staatsaktionen behandelt, und dies ist, wie bereits gesagt, die Regel; nur ganz selten werden Privatangelegenheiten berücksichtigt; man vergleiche:

Gesetzt, zwischen dem „Standort" und dem „Pfade" ist eine Zeich-

nung[1] zweimal gezeichnet, so wird die Ehefrau des Betreffenden ihren Mann umbringen lassen.

Gesetzt, der Kopf des „Standortes" hat zur Seite einer auf dem „Standort" befindlichen Zeichnung eine Vertiefung, ... so wird der Erbsohn des Betreffenden sterben.

Manche Texte halten sich ganz allgemein, z. B.:

Gesetzt, der Kopf des „Standortes" ist gespalten, so ist das betreffende Omen nicht günstig.

Gesetzt, auf der linken Seite der Gallenblase und der rechten Seite der Gallenblase ist eine Vertiefung, so ist das betreffende Omen nicht günstig.

Gesetzt, die Gallenblase ist übernormal groß, so ist es nicht günstig, bei einer ungünstigen Sache ist es günstig.

Das letztere darf man wohl folgendermaßen erklären: wünscht der Orakelsuchende Auskunft über eine für ihn ungünstige Sache — etwa über den Verlauf einer gegen ihn gerichteten Revolte —, so ist das betreffende Omen glückverheißend für das gegen den Betreffenden zielende Unternehmen; d. h. die Revolte, oder was es auch sein mag, wird Erfolg haben.

Es würde zu weit führen, wollten wir auf die Einzelheiten der Leberschau noch weiter eingehen, zumal die gegebenen Beispiele deutlich die Grundsätze, nach denen diese „Wissenschaft" verfuhr, erkennen lassen. Es ist noch notwendig, einen kurzen Blick auf die Praxis zu werfen.

Nachdem unter Zuhilfenahme eines höchst umständlichen und in den Einzelheiten streng geregelten zeremoniellen Apparates die Vorbereitungen zum Opfer getroffen waren, hatte der Petent seine Fragen und Wünsche in Form eines Gebetes zum Ausdruck zu bringen. Eine ganze Reihe derartiger an Schamasch, den Sonnengott, gerichteter Anfragen, die dem 7. vorchristlichen Jahrhundert angehören und meist die wichtigsten politischen Aktionen zum Gegenstand haben, sind uns erhalten. Hier heißt es zum Beispiel:

Schamasch, großer Herr, was ich Dich frage, beantworte mir mit fester Zusage! Wird von diesem Tage an, d. i. dem dritten Tage dieses Monats, des Monats Jjar, bis zum 11. Tage des Monats Ab dieses Jahres, also innerhalb dieser 100 Tage und 100 Nächte, der für die Wahrsagung festgesetzten Zeit, entweder Kaschtariti nebst seinen Kriegern oder die Krieger der Kimerier oder die Krieger der Meder oder die Krieger der Mannäer oder irgend ein beliebiger Feind seine Pläne ausführen? Werden sie durch Ansturm (?) oder durch Gewalttat oder durch Waffengewalt, Kampf und Schlacht, oder durch Bresche oder durch Zerstörung der Mauern, durch Belagerungs-

1) Es handelt sich wiederum um eine „Waffe" oder ähnliche Markierung. Einzelne Leberschautexte fügen zur Erläuterung Abbildungen solcher Markierungen bei, die man früher irrtümlich als geometrische Figuren angesehen hat.

werkzeuge aller Art[1] oder durch Hungersnot oder durch namentliche Bestimmung eines Gottes oder einer Göttin, oder durch freundliche Rede und freundliches Übereinkommen, oder durch irgendwelche Kriegslist, die zur Einnahme einer Stadt dient, die Stadt Kischassu einnehmen? Werden sie in jene Stadt Kischassu hineingelangen? Werden ihre Hände jene Stadt Kischassu erobern? Wird sie ihren Händen zuteil werden? Deine große Gottheit weiß es!

Ist die Einnahme jener Stadt Kischassu durch die Hand irgendwelcher Feinde vom heutigen Tage an bis zu dem von mir angegebenen Termin auf Geheiß und Befehl Deiner großen Gottheit, o Schamasch, großer Heer, befohlen und festgesetzt? Wird man es sehen, wird man es hören?

Nach einem Gebet, in dem der Gott vor allem aufgefordert wird, etwaige Versehen ritueller Art gnädigst zu verzeihen, wird die Anfrage nochmals kurz wiederholt:

Ich frage Dich, Schamasch, großer Herr, ob von diesem Tage an, d. i. dem dritten Tage dieses Monats, des Monats Jiar, bis zum 11. Tage des Monats Ab dieses Jahres, Kaschtariti nebst seinen Kriegern oder die Krieger der Kimerier oder die Krieger der Mannäer oder die Krieger der Meder oder irgend ein beliebiger Feind jene Stadt Kischassu einnehmen und in jene Stadt Kischassu hineingelangen werden, ob ihre Hände jene Stadt Kischassu erobern werden, und ob sie ihren Händen zuteil werden wird.

Nachdem alsdann das für die heilige Handlung bestimmte Schaf geschlachtet worden war, wurde von einem Priester, der wohl speziell für solche Zwecke ausgebildet war, die Leber des Tieres eingehend untersucht und die Beobachtungen sofort notiert. Diese Notizen wurden der Anfrage beigefügt und das Ganze dem Kollegium der Wahrsagepriester zur weiteren Bearbeitung übergeben. Während das Resultat der Opferschau am Schluß der einzelnen Anfragen stets angegeben wird, wird die Antwort selbst nicht auf demselben priesterlichen „Aktenstück" vermerkt. Wir haben anzunehmen, daß Priester, die in den Kompendien besonders bewandert waren, sofort nach Eingang der Beobachtung alle irgendwie in betracht kommenden Omina nebst ihren Antworten heraussuchten. Diese mußten dann noch weiterhin zu einem einheitlichen Gesamtresultat vereinigt und in eine gefällige Form gebracht werden.

Antworten auf die besprochenen Anfragen an den Sonnengott sind leider nicht auf uns gekommen, wohl aber solche anderer Götter, von denen wir gewiß anzunehmen haben, daß auch sie eine Anfrage auf Grund einer Opferschau oder andrer Vorzeichen voraussetzen. So lautet eine an König Asarhaddon (680—668) gerichtete Orakelantwort der Göttin Ischtar von Arbela:

Ich bin Ischtar von Arbela. O Asarhaddon, König von Assyrien! In

[1]) Die Namen werden angeführt.

Assur, Ninive, Kalach und Arbela werde ich Asarhaddon, meinem Könige, lange Tage und dauernde Jahre geben . . . Fürchte Dich nicht, o König, ich rede zu Dir; denn ich habe Dich nicht verworfen.

Während diese Antwort in ganz allgemeiner Form eine Zusicherung des Beistandes der Göttin enthält und ein glückliches Gelingen der Absichten des Königs verheißt, geben andre bestimmtere Angaben über den Verlauf politischer Ereignisse, so die folgende, dem Gotte Aschur in den Mund gelegte:

Die Kimmerier werde ich in seine (des Königs) Hand geben. Feuer werde ich in Ellipi anzünden.

Die Anfragen an den Sonnengott führen uns bereits in das 7. Jahrhundert, aber auch noch später finden wir die Leberschau als das hauptsächlichste Mittel, sich Auskünfte von den Göttern zu verschaffen. Noch in den Inschriften Nabunaïds, des letzten Chaldäerkönigs (555—539 v. Chr.), wird die Leberschau vielfach erwähnt, ja einigemale werden sogar Omina nebst ihren Deutungen angeführt. Wir dürfen auch wohl annehmen, daß die Eroberung Babylons durch die Perser (539), die ja im Grunde genommen zunächst nur einen Dynastiewechsel bedeutet, keineswegs das Ende des wichtigsten Zweiges der Wahrsagekunst darstellt; er wird mit seinem feierlichen Zeremoniell noch weiterhin geblüht haben, wenn auch die Quellen nichts darüber verlauten lassen.

Völlig schweigen die babylonisch-assyrischen Quellen über eine Art der Wahrsagung, die sich durch ihre Einfachheit stark von der Leberschau unterscheidet und über die ganze Welt verbreitet ist, das Losorakel. Man verwendete hierfür Stäbchen, Pfeile oder ähnliche Dinge, die mit verschiedenen Orakelantworten — oft nur mit „Ja“ oder „Nein“, „Glück“ oder „Unglück“ — beschrieben waren. Wurde eine Auskunft von den Göttern gewünscht, so wurden die Stäbchen gemischt und dann einer aufs Geratewohl gezogen oder durch Schütteln aus dem gemeinsamen Behälter entfernt und von ihm die Antwort abgelesen. Daß diese Art des Omenwesens bei den Babyloniern bekannt war, zeigt eine Stelle des Propheten Hesekiel (Kap. 21, V. 26): „Der König von Babel hat sich an den Scheideweg gestellt, an den Anfang zweier Wege, um ein Orakel zu erlangen; er hat mit den Pfeilen geschüttelt, bei den Teraphim angefragt, auf die Leber geschaut“.

Besser ist uns ein anderes Verfahren der Babylonier die Zukunft zu ergründen bekannt, die Becherwahrsagung, die auch in der Josephsgeschichte des alten Testaments begegnet. Die

babylonische Becherwahrsagung kennen wir aus zwei „Handbüchern", die nach Schrift und Sprache in der Zeit der Hammurapi-Dynastie (um 2230—1930) abgefaßt sein müssen und wohl Überarbeitungen eines noch älteren Werkes sind. Diese Texte behandeln zwei verschiedene Arten der Becherwahrsagung: die eine besteht darin, daß man Öl in Wasser gießt, die andere umgekehrt, daß man Wasser in Öl hineinschüttet. Der Priester muß aus den Bewegungen der Flüssigkeiten, aus der Art, wie sie sich gegenseitig mischen oder abstoßen, wie sich die einzelnen Tropfen teilen und vereinigen usw., die Zukunft deuten. Diese Omina dürften auch im gewöhnlichen Leben eine große Rolle gespielt haben, da ihre Deutungen sich oft genug mit dem Wohl und Wehe gewöhnlicher Sterblicher beschäftigen; daneben finden sich auch Deutungen, die militärische Operationen betreffen. Manchmal sind für beide Fälle Wahrsagungen gegeben. Einige Beispiele werden dies am besten veranschaulichen.

Löst sich das (in den Becher gegossene) Öl auf und füllt den Becher an, so wird der Kranke sterben. Für einen Feldzug (bedeutet es): man tötet das Heer.

Auch hier liegt wie bei den meisten Leberschauorakeln die theoretische Natur klar zutage. Das Auflösen des Öltropfens bedeutet einerseits die Auflösung des kranken Körpers, andrerseits die Auflösung des Heeres. Man beachte übrigens, daß garnicht gesagt wird, welches Heer getötet werden wird, das feindliche oder das eigene. Das Orakel kann sich demnach in seiner Zweideutigkeit sehr wohl mit dem an Krösus ergangenen delphischen messen. Man vergleiche weiterhin die folgenden Omina:

Zerreißt die Ölblase nach Osten zu, so stirbt der Kranke.

Kommen aus dem Haupttropfen viele Blasen hervor, so wird das Weib des Betreffenden liederlich; das Haus des Betreffenden löst sich auf.

Ist das Öl dunkelrot, so gibt es Regen.

Wirft das Öl nach der rechten Seite hin eine Blase, worauf sie am Rande des Öles stehen bleibt, so ist es ein „Glücksbote".

Wirft das Öl nach der linken Seite hin eine Blase, worauf sie am Rande des Öles stehen bleibt, so ist es ein „Unglücksbote".

Leuchtet (der Rand des Öles) nach rechts hin, so ist es ein „Glücksbote".

Leuchtet er nach links hin, so ist es ein „Unglücksbote".

Nimmt das Öl der rechten Seite das der linken fort, so wird das Heer auf dem Feldzug Gewinn haben.

Nimmt das Öl der linken Seite das der rechten fort, so wird der Feind eine Beute davonführen.

Geht das Öl nach rechts und links fort, so ist es der Standort des Sin (Mondgottes) und des Schamasch (Sonnengottes).

Das letzte Omen macht ganz den Eindruck, als ob es astronomische Vorgänge auf das Verhalten des Öles übertrage. Dies wäre an sich nicht verwunderlich, da ja auch beim Ölorakel die Vorstellung von der Entsprechung des Makrokosmus und Mikrokosmus eine Rolle spielen muß, ähnlich wie dies bei der Leberschau vorausgesetzt werden darf. Beachtenswert sind unter diesem Gesichtspunkt Omina wie die folgenden:

Geht das Öl nach Osten fort und kommen dann zwei Ringe nach rechts und zwei nach links heraus, so ist dies die Stellung der göttlichen Zwillinge.

Geht das Öl bei seinem Fortziehen wie ein Stern auseinander (?), so ist dies die Stellung der Nacht und der Nindaranna[1].

Wirft das Öl nach meinem ... hin eine Blase, so ist dies der Standort des Gottes des Betreffenden.

Wirft es fünf Blasen: die Stellung des Totengeistes.

Wirft es sieben Blasen: die Stellung des Beraters.

Es mögen noch einige Omina angeführt werden, die durch Aufgießen von Wasser auf Öl hervorgerufen werden:

Löst sich das Öl, wenn Du Wasser darauf gießt, auf, wird das Haus des Betreffenden sich auflösen.

Bricht das Öl, wenn Du Wasser darauf gießt, durch und kehrt zurück, so wird der Kranke, mag er auch Schmerzen haben und stöhnen, dennoch gesund.

Geht das Öl, wenn Du Wasser darauf gießt, unter und ergreift sodann den (Boden des) Bechers, so stirbt der Kranke.

Es fällt nicht schwer, den rein theoretischen Charakter dieser Voraussagen zu durchschauen. Bei der ersten sind sogar die Ausdrücke in Vorder- und Nachsatz identisch.

Zum Schluß sei noch ein Omen angeführt, das seines Zweckes wegen ein besonderes Interesse verdient: es ist das erste Heiratsorakel und lautet:

Stellst Du zwecks Heirat das Ölorakel an und wird ein Tropfen für den Mann und einer für die Frau daneben hingegossen, vereinigen sich alsdann (diese Tropfen), so ist es Bestimmung, daß sie sich heiraten.

Daß die Becherwahrsagung nicht nur in der Hammurapizeit, aus der ja die Texte stammen, gebräuchlich war, lehren die aus Asurbanipals Bibliothek herrührenden Ritualvorschriften für den Wahrsager: in diesen wird als eine seiner Aufgaben auch die Becherwahrsagung unter Zuhilfenahme von Öl dokumentiert. Man sieht daraus, wie mangelhaft unsere Quellen sind, und wie wenig Berechtigung deshalb Beweise ex silentio haben. Es ist sehr wohl möglich, daß man auch noch andere ähnliche Arten der Wahrsagung betrieben hat, indem man etwa Holzstückchen oder andere

1) Ischtar als Sterngöttin.

Dinge[1] ins Wasser warf und beobachtete. So könnte auch ein noch heutigen Tages übliches Verfahren bereits den Babyloniern der Zukunft Rätsel gelöst haben: das Bleigießen. Quellenmäßig zu belegen ist es nicht, aber der Geist dieses Sylvestergebrauches mutet ganz an wie ein durch die Jahrhunderte hindurchgerettetes Stück babylonischen Altertums.

Wie das Wasser kann auch das Feuer Mittel des Wahrsagens werden. Man vergleiche die folgenden Omina:

Ist die Flamme eines Lichtes dunkel, so wird innerhalb dreier Tagen der Kranke [sterben].

Ist die Flamme eines Lichtes grünlich, so wird der Hausherr und die Hausfrau in Unglück [geraten].

Ist eine Flamme, die auf einer Fackel getragen wird, glänzend, so wird das betreffende Haus [gedeihen].

Läßt ein Licht, das in jemandes Haus befestigt ist, Geräusch vernehmen, so wird sich Streit im Hause des Betreffenden erheben.

Teilt sich ein ebensolches Licht von selbst in vier Teile, so wird das betreffende Haus zerstört werden.

Teilt sich ein ebensolches Licht von selbst in fünf Teile, so werden sich die Kinder bei Lebzeiten ihres Vaters trennen.

Bei den zuletztgenannten Vorzeichen kann man schon zweifeln, ob sie von einem Orakelsuchenden absichtlich hervorgerufen wurden, oder ob ihr zufälliges Eintreten Anlaß zu einer Prophezeiung gab. Sie führen uns somit zu der zweiten großen Gruppe der Omina hinüber, zu denen, die der Mensch nicht jederzeit nach eignem Belieben hervorrufen kann, und die wohl die ältere Gruppe darstellen, obwohl Beispiele erst in späterer Zeit quellenmäßig zu belegen sind. Wie aber bereits bemerkt worden ist, kann bei dem verhältnismäßig großen Mangel an Material, der sich gerade für die älteren Perioden der babylonischen Wahrsagekunst besonders empfindlich macht, der Zufall sein Spiel treiben.

Unter den Omen, die sich dem Menschen von selbst darbieten, nehmen die astrologischen die erste Stelle ein; der gestirnte Himmel galt dem Babylonier als die reinste Quelle, den göttlichen Willen zu erkennen, wofern der Mensch es nur verstand, in diesem dem Unkundigen mit sieben Siegeln verschlossenen Buche zu lesen, in dem die Sterne die Schrift darstellen. Um dies zu lernen, mußte man fleißig die Himmelsschrift studieren und bestimmte Gesetze zu ermitteln trachten. Die Beobachtung des Himmels hat also für

1) In einem noch nicht vollständig ediertem Texte ist, wie es scheint von den Veränderungen die Rede, die in Wasser geworfenes Mehl erleidet.

den Babylonier keinen wissenschaftlichen Zweck in unserem Sinne, sondern einen rein praktischen, der indes von ihm als ein wissenschaftlicher empfunden wurde: denn wie dem Mittelalter, so galt auch dem alten Orient die Erforschung der Gottheit als eigentlicher Endzweck alles Studierens. Man kann deshalb auch nicht davon reden, daß die Babylonier eine astronomische Wissenschaft gekannt haben, sofern man Astronomie im modernen Sinne faßt, d. h. ohne Rücksicht auf praktische Verwertung der Ergebnisse.

Indes sind auch hier die Grenzen schon etwas verwischt Wenn sich beispielsweise unsere moderne Meteorologie bemüht, die. Einflüsse der Sonnenflecken auf die Witterungsverhältnisse festzustellen, so sind dies Untersuchungen, wie sie auch den Babyloniern nicht fern lagen; wiederholt bieten die Omina Aussagen über Beziehungen der Gestirne zum Verlauf der Witterung, Aussagen, von denen man gewiß annehmen darf, daß sie — allerdings mit unzureichenden Mitteln gewonnen — auf empirischem Wege zustande kamen. Astronomie um ihrer selbst willen gibt es im alten Orient also nicht; sie ist stets nur das Mittel zum Zweck. Faßt man aber den Begriff Astronomie ganz wörtlich und versteht darunter nur die Lehre von den Bewegungen der Gestirne ohne Rücksicht darauf, ob sie Selbstzweck ist oder nicht, so muß man sagen, daß die Astronomie auftritt, sobald der Mensch seinen Blick dem Himmel zuwendet; demnach gewinnt der Mensch astronomische Kenntnisse, sobald er ein denkendes Wesen, d. h. ein Mensch, geworden ist; nur quantitativ ist das Wissen zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern verschieden. Wenn der primitive Mensch rein empirisch erkennt, daß der Mond eine ganz bestimmte Zeit braucht, um stets wieder die gleichen Veränderungen durchzumachen, so hat er ein astronomisches Gesetz gewonnen. Sucht er nun weiterhin Beziehungen zwischen diesen Veränderungen und seinem eignen Leben oder dem Gedeihen seiner Familie oder Volksgemeinschaft zu ermitteln, so beginnt für ihn das Stadium der Astrologie. Diese also setzt die Astronomie voraus, bildet ihrerseits aber auch durch die fortgesetzte Beschäftigung mit den himmlischen Vorgängen wiederum die Vorbedingung für eine allmähliche Erweiterung des astronomischen Gesichtskreises.

Die Frage nach dem Alter der babylonischen Astronomie ist also eine Frage, deren Beantwortung lediglich davon abhängt, wie man den Begriff Astronomie erklärt; nimmt man ihn im modernen Sinne, so muß man zugeben, daß der alte Orient niemals und

nirgends eine Astronomie gekannt habe; nimmt man ihn aber in etwas weiterem Sinne, so wird die Frage gegenstandslos, da es klar ist, daß der Mensch sich mit „Astronomie" befaßte, sobald er überhaupt anfing, über Vorgänge am Himmel nachzudenken. Aufgabe der Geschichte der Astronomie ist es demnach einzig und allein festzustellen, zu welcher Zeit dieses oder jenes astronomische Gesetz erkannt wurde, beziehungsweise welche Irrtümer der Mangel genügender Untersuchungsmittel hervorgerufen hat.

Stoff für diese Forschungen bietet die astrologische Literatur der Babylonier, d. h. die astrologischen Omina, in ziemlicher Fülle. Leider stammt das gesamte Material fast ausschließlich aus ein und derselben Zeit: es sind vor allem das bereits genannte große Omenwerk, das wir Asurbanipals Sammelfleiße verdanken, und astrologische Rapporte aus dem siebenten Jahrhundert. Das Omenwerk ist zweifellos bedeutend älter als Asurbanipal (668—626), der das Material nur neu sammeln ließ, um es seiner Bibliothek einzuverleiben. Das Werk beabsichtigt, wie schon bemerkt wurde, den Anschein zu erwecken, daß es etwa zur Zeit Sargons von Akkad (um 2600) verfaßt sei; dies wird ein frommer Betrug sein. Möglich ist es indes, daß einzelne Teile annähernd in diese Zeit hinaufreichen, und daß man später alle neu hinzukommenden Omina dem Stile der älteren anpaßte, schon um der Sammlung ihr altehrwürdiges Aussehen zu belassen. Altbabylonische astrologische Texte sind bisher nicht gefunden worden, obwohl es solche gewiß gegeben hat; nicht nur die Leberschau, sondern auch die oben (S. 16 f.) besprochenen augenscheinlich der Astrologie entlehnten Ausdrücke der Becherwahrsagung weisen auf das Vorhandensein einer astrologischen Literatur hin.

Die Hauptrolle in den astrologischen Omen spielt der Mond. Der Grund hierfür dürfte der sein, daß der Wirkungskreis dieses Himmelskörpers viel geheimnisvoller erschien, als der der Sonne, den man verhältnismäßig leicht erkennen konnte. Dies war beim Monde nicht der Fall; als zweitgrößtes Gestirn konnte er aber, wie man annehmen mußte, nicht ohne hervorragenden Einfluß auf das Leben der Erde sein. Man schrieb ihm deshalb gern Wirkungen zu, deren Ursachen dunkel und geheimnisvoll waren. Dasselbe gilt dann auch von den Planeten, die jedoch erst in einem umfangreicheren astrologischen System bedeutungsvoll wurden. Bei ihrem verhältnismäßig ungeordneten Wandel konnte man ihnen ebenfalls allerlei unerforschliche Wirkungen zuschreiben, ebenso wie

den nur gelegentlich auftretenden Himmelserscheinungen, den Meteoren und Kometen. Die letzteren spielen ja noch heutzutage eine große Rolle im Aberglauben, da man sich ihr Erscheinen nicht zu deuten weiß; sie gelten als Vorboten allerlei schrecklicher Ereignisse. Die Fixsterne endlich haben verhältnismäßig geringe Bedeutung und sind in der Regel nur dann wichtiger, wenn sie zu den wandelnden Gestirnen in nähere Beziehung treten.

Wir lernen die astrologischen Omina am besten aus der Praxis kennen, in die uns die Berichte des siebenten Jahrhunderts einen Einblick gewähren. Über ganz Assyrien und Babylonien waren Beobachtungsstationen verteilt, an denen königliche Astrologen, d. h. Wahrsagepriester, alle Erscheinungen des Himmels zu beobachten hatten. Diese sandten sie an den Hof, wo die einlaufenden Rapporte wiederum untersucht wurden, um Deutungen für bestimmte Fälle zu erfahren. Die Vorarbeiten hierfür hatten die Stationsastrologen bereits selbst zu leisten. Während bei der Leberschau der beobachtende Priester sich damit begnügte, das, was er sah, zu notieren, ohne sich vorläufig um die Deutungen der Omina zu kümmern, waren die Astrologen verpflichtet, gleichzeitig mit ihrem Berichte die inbetracht kommenden Stellen des großen Omenwerkes herauszusuchen und beizufügen. Sehr oft sparten sie sich die Mühe, die tatsächliche Beobachtung überhaupt anzuführen, sondern gaben nur die notwendige Stelle des Kompendiums an. Der Hofastrolog, der die weitere Bearbeitung zu leisten hatte, wußte dann, daß die Beobachtung, auf die sich die exzerpierte Stelle bezog, tatsächlich gemacht worden war.

Wie bereits bemerkt, war der Mond das Hauptbeobachtungsobjekt. Die Babylonier hatten bekanntlich, wie noch heutigentags die Juden, kein Sonnen-, sondern ein Mondjahr, das aus zwölf regulären Mondmonaten bestand, zu denen von Zeit zu Zeit, je nach Bedürfnis, ein dreizehnter Monat hinzugefügt wurde, um einen Ausgleich mit dem Sonnenjahre zu schaffen. Auf jeden Mondmonat kam demnach ein Mondumlauf, d. h. etwa $29\,^1/_2$ Tag. Man war folglich genötigt, Monate von 29 und 30 Tagen miteinander abwechseln zu lassen. Der Monatsanfang wurde durch Erscheinen des neuen Mondes, d. h. der zunehmenden Mondsichel, bestimmt, aber nur in der Theorie; denn tatsächlich wartete man nicht, bis man nach Unsichtbarwerden des Mondes die neue Lichtgestalt in der Abenddämmerung wieder entdeckte, sondern setzte den Anfang des neuen Monats im voraus fest, was unter anderem

schon im Interesse des Geschäftsverkehrs notwendig war. Auf diese Weise konnte es leicht geschehen, daß der festgesetzte Monatsanfang nicht mit dem wirklichen übereinstimmte, daß also der neue Mond entweder bereits am Ende des alten Monats wieder erschien oder sich auch ein wenig verspätete. Sah man den Mond zum ersten Male am ersten Tage des neuen Monats wieder, so galt dieser normale Verlauf als ein Vorzeichen normaler Verhältnisse während des kommenden Monats. Ein Bericht, der hierauf Bezug nimmt, lautet z. B.:

Wird der Mond am ersten Tage gesehen, so wird Ruhe und Frieden im Lande herrschen. Das Herz des Landes wird froh sein. Hat der Tag seine richtige Länge, so wird die Regierungszeit des Fürsten lang sein. Von Bullutu.

Die tatsächliche Beobachtung wird hier von dem Astrologen Bullutu garnicht angegeben, sondern nur der betreffende Passus des Omenwerkes; der Hofastrolog, der an der Zentralstelle die Rapporte entgegennahm, wußte indes sogleich, daß Bullutu den Mond am ersten Tage gesehen hatte, und sparte außerdem die Mühe, selbst erst das Omenwerk heranzuziehen.

War dir Luft so klar, daß man über der Mondsichel die volle Gestalt des Mondes, seine Tiara, noch dunkel erkennen konnte, eine Beobachtung, die man sogar in unseren Gegenden hin und wieder machen kann, so war dies ein Hinweis auf große Machtentfaltung des Königs; so lautet ein Bericht:

Wird der Mond am ersten Tage gesehen, so wird Ruhe und Frieden im Lande herrschen. Hat der Tag seine richtige Länge, so wird die Regierungszeit des Fürsten lang sein. Ist der Mond bei seinem Sichtbarwerden mit einer Tiara bekleidet, so wird der König zu höchster Macht gelangen. Von Ischtar-schum-eresch.

Wurde der neue Mond bereits am letzten (30. oder 29.) Tage des alten Monats sichtbar, so galt dies auf jeden Fall für ein böses Omen, indes nicht immer für Akkad-Babylonien oder Subartu-Assyrien, sondern auch für Elam oder Amurru. Hierbei wurden die einzelnen Monate in bestimmte Beziehung zu den einzelnen Weltteilen gesetzt. Man vergleiche die folgenden Berichte:

Wird der Mond am 30. Sivan gesehen, so werden den Reichtum Amurrus die Achlamäer (die nomadisierenden Wüstenbewohner) verzehren. Der Monat Sivan ist das Land Amurru. Böses für Amurru!

Wird der Mond am 30. Nisan gesehen, so wird das Land Subartu die Achlamäer verzehren. Eine fremde Zunge wird Amurru in ihre Gewalt bekommen. Subartu sind wir[1]. Wird der Mond am 30. Tage gesehen, so wird Kälte im Lande herrschen.

1) Vgl. oben S. 7.

Für die Beurteilung der astronomischen Kenntnisse der Zeit ist folgender Bericht interessant:

Wird der Mond am 30. Tage gesehen, so bedeutet es Kälte, oder Lärm des Feindes wird eintreten. Wird der Mond am 30. Schebat gesehen, so wird eine Verfinsterung der Länder eintreten. Vom Oberschreiber.

Das letzte Orakel zeigt, daß man über die Perioden und Entstehung der Finsternisse noch nicht Bescheid wußte, sonst hätte man nicht zwei Ereignisse, die in keinem kausalen Zusammenhang stehen, in dieser Weise miteinander verbinden können. Man darf auch nicht einwenden, daß jenes Omen zu den ältesten Bestandteilen des großen astrologischen Omenwerkes gehörte; denn wenn man einmal die betreffenden Gesetze durchschaut hätte, wäre es notwendig gewesen, daß man Voraussagen, die als sinnlos erkannt waren, nicht mehr praktisch verwertete, was doch hier geschehen ist. Eine totale Finsternis ist oben sicherlich gemeint; es fragt sich nur, ob eine totale Mond- oder Sonnenfinsternis. Das letztere erscheint plausibler; aber auch das andere wäre denkbar. Die Verfinsterung der „Länder" wäre in diesem Falle eine Verfinsterung der Mondländer. Denn die Mondfläche wurde ganz nach dem Muster der irdischen Welt der Sargonzeit in vier Teile geteilt, die je für einen „Weltteil" ihre besondere Bedeutung hatten. Ein Text zeigt diese Vorstellung, daß Himmlisches und Irdisches sich gegenseitig entsprechen, so klar, wie man es sich nur wünschen kann:

Die rechte Seite des Mondes ist Akkad.
Die linke Seite des Mondes ist Elam.
Der obere Teil des Mondes ist Amurru.
Der untere Teil des Mondes ist Subartu.

Allerlei Deutungen bot ein Hof um den Mond. Ein ausführlicher Bericht lautet:

Diese Nacht war der Mond von einem Hofe umgeben; Sagmegar und der Skorpion standen darin. Ist der Mond von einem Hofe umgeben und steht Sagmegar darin, so wird der König von Akkad eingeschlossen werden. Ist der Mond von einem Hofe umgeben und steht Nibiru darin, so bedeutet es Sterben unter dem Vieh und den Feldtieren. Der Stern des Marduk[1] ist bei seinem Aufgange Umun-paë; ist er 2 Doppelstunden hoch, so ist er Sagmegar; steht er mitten am Himmel[2], so ist er Nibiru[3]. Ist der Mond von einem Hofe umgeben, und steht der Skorpion darin, so werden die Vestalinnen sich Männern nähern (?); oder Löwen werden morden, und der Verkehr im Lande wird gehemmt werden. Dies stammt aus einer (anderen)

1) D. i. Jupiter. 2) D. i. im Meridian.

3) Der ganze Satz soll als Rechtfertigung dafür dienen, daß der Astrolog ein auf den Nibiru bezügliches Omen für den Sagmegar verwendet: beides sind nur verschiedene Namen für denselben Stern, den Jupiter.

Serie[1]: Ist der Mond von einem Hofe umgeben, und steht Umun-paë darin, so wird der König von Amurru mächtig werden und eine Niederlage seines Feindeslandes bewirken. Dieses ist ungünstig. Von Nabu-muschezi.

Von den zahlreichen übrigen Voraussagen, die sich aus der Stellung und dem Lauf des Mondes ergaben, seien nur noch einige angeführt, die das große Omenwerk aus Verfinsterungen des Mondes ableiten:

Tritt im Monat Nisan in der ersten Nachtwache eine Verfinsterung ein, so wird Verwüstung herrschen; ein Bruder wird den andern töten.

Tritt im Monat Nisan in der mittleren Nachtwache eine Verfinsterung ein, so wird die Ernte des Landes nicht gedeihen.

Geschieht es im Monat Jjar, so wird die Ernte des Landes nicht gedeihen, und die Kurse werden fallen.

Tritt im Monat Nisan in der dritten Nachtwache eine Verfinsterung ein, so wird ein König dem andern Friedensgruß entbieten.

Geschieht es im Monat Adar: Sturz Elams.

Sehr bemerkenswert ist es, daß das Omenwerk Mondfinsternisse an allen Tagen des Monats für möglich hält, während doch in einem Mondmonat eine solche nur um den 14. herum eintreten kann. Daß man an meteorologische Verfinsterungen zu denken habe, ist nicht recht wahrscheinlich. Wir dürfen eher annehmen, daß man dieses Kompendium für alle Eventualitäten gerüstet sein lassen wollte. Hatte man auch noch niemals eine Mondfinsternis etwa am 3. oder 21. Monatstage beobachtet, so hielt man es doch mangels einer klaren Vorstellung vom Wesen der Finsternisse nicht für ausgeschlossen, daß ein solches Ereignis einmal eintreten könnte.

Eine weit geringere Bedeutung haben die Sonnenorakel in der Praxis des siebenten Jahrhunderts: unter der Fülle der Mondorakel verschwinden sie fast ganz. Man vergleiche das folgende, das eine ganz richtige meteorologische Beobachtung enthalten wird:

Ist die Sonne von einem Hof umgeben, so gibt es Regen und Änderung des Wetters. Von Raschi-ilu.

Im astrologischen Omenwerk wird die Farbe der aufgehenden Sonne mehrfach als bedeutsam betrachtet:

Ist die Sonne am 1. Nisan bei ihrem Aufgang rot wie eine Fackel und erglänzt weißes Gewölk vor ihr, tritt dieses sodann an ihre Seite oder zieht nach Osten, so wird im Monat Nisan am [. . . .] 28., 29. und 30. eine Sonnenfinsternis eintreten . . . . Auch wird in dem betreffenden Monat der (oder „ein") König sterben und sein Sohn den Thron ergreifen.

Ist die Sonne am 1. Tammuz bei ihrem Aufgang dunkel und von einem Hof umgeben, so wird das Land Ruhe finden.

---

1) Ein Omen wird noch angeführt, in dem für Jupiter der Name Umun-paë gebraucht ist.

Auch hier sind häufig Verfinsterungen für Tage vorausgesetzt, an denen sie unmöglich sind[1]. Man vergleiche die folgenden Omina:

Tritt am 9. Jiar eine Sonnenfinsternis ein, so wird Verheerung im Lande eintreten.

Geschieht es am 15., so wird der König von Elam sterben.

Es muß indes hervorgehoben werden, daß es nicht ausgeschlossen ist, daß wir einzelne termini der Astrologie noch nicht richtig verstehen. Der folgende Rapport bietet ein gutes Beispiel dafür, wie sich eine uns unmöglich erscheinende Kombination unter Umständen erklären kann. Es heißt:

Steht die Sonne im Hofe des Mondes, so wird Wahrheit im Lande herrschen; der Sohn wird mit seinem Vater die Wahrheit reden. Friedliche Zustände in der ganzen Welt! Ist der Mond von einem Hofe umgeben, und steht Ninib darin, so wird mein Heer das Feindesland unterwerfen. Von Nabu-meschezi.

Diese soeben angeführten Omina sind keine theoretischen, die in der Praxis nicht begegnen konnten; denn sie stammen ja aus der Praxis, nämlich aus einem astrologischen Bericht! Man hatte also tatsächlich beobachtet, daß die Sonne, bezw. der Planet des Gottes Ninib, im Hofe des Mondes stand. Da der Mond naturgemäß nur des Nachts einen Hof haben kann, so kann wohl der Planet Ninib im Hofe des Mondes stehen, nicht aber die Sonne. Wir wären wohl in Verlegenheit, eine sichere Erklärung zu finden, wenn wir nicht aus einem anderen Berichte erführen, was übrigens auch die Griechen wußten, daß die Babylonier den Saturn bisweilen als Sonne bezeichneten, wahrscheinlich deshalb, weil der Gott, dem der Planet zuerteilt war, eine solare Gottheit war: es ist der Gott Ninib. Auf diese Weise findet auch der zweite Teil des obigen Rapportes seine Erklärung: er ist ein anderes Zitat des Omenwerkes für dasselbe Phänomen, nämlich den Eintritt des Saturn in den Hof des Mondes. Genau in derselben Weise hatte ja, wie wir oben (S. 23 f.) sahen, ein Astrolog nicht weniger als drei Omina für dieselbe Erscheinung angeführt, indem er drei verschiedene Namen des Planeten Jupiter verwertete. Der Text, der die Gleichung „Sonne = Saturn" beweist, lautet:

Steht die Sonne am Standort des Mondes, so wird der König des Landes fest auf seinem Throne bleiben[2] . . . . Diese Nacht hat sich der

1) Im Mondmonat kann eine Sonnenfinsternis nur am Ende oder allenfalls am Anfang des Monats eintreten.

2) Soweit reicht das Zitat des Omenwerkes. Es folgen vor der tatsächlichen Beobachtung noch einige andere Bemerkungen, die für unsere Zwecke keine Bedeutung haben.

„Feststehende[1] Planet" dem Monde genähert. Der „Feststehende Planet" ist der Stern der Sonne. Dementsprechend ist die Deutung des Omens: Gutes für den König bedeutet es; die Sonne ist der Stern des Königs.

Mit diesem Bericht, der wieder einen guten Einblick in die Theorien der Wahrsagepriester gewährt, wollen wir die Sonnenorakel verlassen, um noch an einigen Beispielen zu zeigen, wie die Planeten als Dolmetscher des Geschickes galten:

Wird der Stern des Gottes Marduk[2] am Jahresanfang gesehen, so wird in dem betreffenden Jahre der Pflanzenwuchs gedeihen.

Wird der „Todstrotzende[3] Planet" im Elul gesehen, so wird die Ernte gedeihen.

Fixsterne sind an sich nur selten vorbedeutend, da sie viel zu wenig augenfällige Veränderungen zeigen; ein Beispiel möge genügen:

Ist der große Hund[4] dunkel, so wird das Herz des Landes nicht froh sein. Ist der Königsstern[5] dunkel, so wird der Palastdirektor sterben. Von Nabu-muschezi.

Einen besonderen Wert gewinnen die astrologischen Rapporte und Omina noch dadurch, daß sie eine Hauptquelle für die Feststellung der babylonischen Sternnamen bilden und auch sonst viel zur Rekonstruktion des Bildes beitragen, das sich jene Zeit des Altertums vom gestirnten Himmel gemacht hat.

Ein Schritt weiter führt uns zu den atmosphärischen Omen, die die Babylonier und Assyrer eng mit den astrologischen verbanden; denn nicht nur nimmt das große Omenwerk sie ebenfalls auf, sondern wir treffen auch die Astrologen der königlichen Beobachtungsstationen als Wetterpropheten an. Zunächst seien einige Berichte gegeben:

Bricht im Monat Adar ein Sturm los, so wird das Land ins Verderben geraten. Ein Regenbogen wölbte sich vom Horizonte bis zur Höhe des Himmels, ohne daß der Wettergott eine Überschwemmung eintreten ließ. Wölbt sich ein Regenbogen über einer Stadt, so wird die Stadt, der König und seine Großen wohlbehalten sein. Von Achescha aus Uruk.

Zeigt sich rötliches Gewölk am Himmel, so wird sich Wind erheben. Von Nabu-ache-riba.

---

1) Dieses ist der Saturn, dem seine scheinbar langsame Bewegung jenen Namen verschaffte.

2) Jupiter.

3) Mars, der Planet des Nergal. Von den übrigen den Babyloniern bekannten Planeten gehört Merkur dem Nabu, Venus der Ischtar, Jupiter dem Marduk und Saturn dem Ninib.

4) Leo. 5) Regulus.

Das letzte Omen steht, ebenso wie das auf S. 24 mitgeteilte, insofern auf einer höheren Stufe als die anderen, als es sich mit seinen Folgerungen auf den Kreis der atmosphärischen Erscheinungen beschränkt; wir haben also hier die ältesten Wetterprognosen.

Eine große Rolle spielen Gewitter, die besonders häufig als Vorboten guter oder schlechter Ernten gelten; diese Omina zeigen oft eine frappante Ähnlichkeit mit unseren Bauernregeln. Man vergleiche die folgenden Rapporte:

Läßt der Wettergott im Monat Tischri seine Stimme erschallen, verfinstert sich der Tag, fällt Regen, wölbt sich ein Regenbogen, und zuckt ein Blitz, so werden die Götter dem Lande Gnade erweisen. Vom Oberschreiber.

Läßt der Wettergott am Neumondstage seine Stimme erschallen, so wird die Ernte gedeihen; die Kurse werden fest sein. Regnet es am Neumondstage, so wird die Ernte hochkommen, und die Kurse werden fest sein. Der Herr der Könige möge lange leben! Von Aschariḫu.

Die Zahl der Donnerschläge wurde gleichfalls sorgsam beachtet, ebenso ihr Klang, wobei sich die sonderbarsten Vergleiche mit den Stimmen von Hunden, Eseln, Schafen, Hühnern, Enten, Skorpionen, Schlangen usw. finden. Auch der Blitz hatte seine bestimmte Bedeutung. So lesen wir in dem Omenwerk:

Blitzt ein Blitz im Osten auf, so wird der Wettergott Elam überschwemmen.

Blitzt ein Blitz im Westen auf, so wird der Wettergott Amurru überschwemmen.

Blitzt ein Blitz von Süd gen Ost, so gibt es Regen und Überschwemmung.

Endlich rechnet das babylonische Altertum auch solche Voraussagen, die anderen elementaren Ereignissen, wie Erdbeben, Orkanen, Regengüssen usw. entnommen sind, zu den astrologischen. Die folgenden Beispiele mögen genügen:

Bebt die Erde den ganzen Tag, so bedeutet es Auflösung des Landes.

Bebt die Erde im Schebat, so wird sich ein andrer Fürst im Palast niederlassen.

Verfinstert sich der Tag und fährt ein Ostwind daher, so wird die Waffe Gutiums das Land niederwerfen.

Regnet es im Nisan acht Tage, so bedeutet es Reichtum des Volkes.

Regnet es im Sivan acht Tage, so wird der König sterben.

Während die astrologischen Omina nebst denen, die die Babylonier dazu rechneten, ihrer Natur entsprechend sich ausschließlich mit dem Wohl und Wehe der Allgemeinheit befassen, gibt es ganze Reihen von Vorzeichen, die in erster Linie das einzelne Individuum oder seinen Wirkungskreis betreffen. Hierher gehören zunächst die Traumorakel.

Der Traum ist auch im Leben der Fürsten kein unwichtiger Faktor: er dient den Göttern als Mittel, ihren Willen zu offen-

baren. So erzählt schon Gudea, der Fürst von Lagasch (um 2450), daß ihm ein riesenhafter Mann, sein Gott Ningirsu, erschienen sei, auf einem Zyklon thronend, vom göttlichen Sturmvogel und zwei Löwen begleitet, und ihm befohlen habe, sein Haus zu bauen. Wiederholt werden Traumgesichte in der späteren Zeit berichtet. Solche Träume sind indes streng genommen keine Orakel: sie sind Götterviſionen. Dem gewöhnlichen Sterblichen erscheinen die Götter nicht persönlich; ihm werden nur Andeutungen zuteil, die er meist selbst nicht verstehen kann, und zu deren Erklärung er der Hilfe des Wahrsagepriesters bedarf. Einige Beispiele mögen folgen:

Trägt jemand (im Traum) einen Wagen, so wird er seine Herzenswünsche erreichen.

Setzt er einen Pfeil auf den Bogen, so bedeutet es Prozeß.

Bekommt er Flügel und fliegt davon, so wird seine Grundlage nicht fest sein.

Steigt er zur Unterwelt hinab, so wird er sterben und nicht in der Erde bestattet werden.

Trägt er einen Berg auf seinem Kopfe, so wird er Reichtum bekommen.

Trägt er Salz, so werden ihn seine Reden zu Schaden bringen.

Trägt er auf der Straße Fleisch, so wird er kein Wohlbefinden haben.

Trägt er guten Branntwein, so wird er Freude haben.

Repariert er eine Waffe, so wird er lange leben.

Repariert er einen Stützbalken, so wird er seine Wünsche erreichen.

Macht er einen Stuhl, so bedeutet es Unglück.

Macht er ein Bett, so bedeutet es Unglück.

Macht er einen Tisch, so bedeutet es Unglück.

Die folgenden scheinen Fürstenträume zu sein:

Hat er eine Regenbogentiara auf, so wird Reichtum im Lande sein.

Hat er eine goldene Tiara auf, so wird seine Stadt Reichtum ernten.

Auch Träume, in denen man irgendwohin reist oder geht, haben ihre Bedeutung:

Reist er nach Persien, so wird er durch göttliche Berührung fallen.

Reist er nach Opis, so wird sein Gehöft zerstört werden.

Geht er zum Feldbestellen, so wird er der Not entgehen.

Geht er zur Schafhürde, so wird er zu hoher Stellung gelangen.

Ebenso wichtig ist es, was man im Traume ißt:

Ißt er Weintrauben, so bedeutet es Freude.

Ißt er Asphalt, so bedeutet es Unglück.

Ißt er einen Backstein, so wird sein Herz froh sein.

Außer dem Traume gibt es noch eine Unzahl von vorbedeutsamen Geschehnissen. Da jede Einzelerscheinung ein Glied in der großen Kette des Geschehens bildet, so hat sie ihren bestimmten Sinn; die ganze Natur, ob belebt oder unbelebt, kann daher dem

Kundigen einen Schlüssel für die Deutung der Zukunft geben. Große Wichtigkeit wurde den Bewegungen und Handlungen der Tiere beigemessen.

Wenn ein Skorpion unter jemandes rechtem Fuße (hervorkommt)[1], so wird es ihm drei Jahre lang gut gehen.

Fällt eine Schlange rechts vor einem Menschen nieder, so bedeutet es Sturz seines Gegners.

Fällt eine Schlange links vor einem Menschen nieder, so trifft ihn ein Fluch.

Gehen Ameisen in jemandes Hause geschäftig hin und her, so wird der Hausherr sterben und das betreffende Haus einstürzen.

Nisten Ameisen in den Hausgeräten eines Mannes, so bedeutet es Einsturz des Hauses.

Werden schwarze Ameisen mit Flügeln in jemandes Hause gesehen, so wird das betreffende Haus einstürzen und ein Kind des Hausherrn töten.

Besonders sorgfältig werden die Haustiere beobachtet:

Brüllen Schafe in ihrer Hürde kläglich, so wird die betreffende Hürde zerstört werden.

Fressen Schafe gegenseitig ihr Ungeziefer, so wird eine Hungersnot das Vieh treffen.

Stellt sich ein Hund vor jemandem hin, so wird sich ihm ein Hindernis in den Weg stellen.

Löscht ein Hund in jemandes Hause ein angezündetes Feuer aus, so wird ein Befehl an das Haus ergehen.

Betritt ein weißer Hund einen Tempel, so wird jenes Tempels Fundament fest sein.

Betritt ein schwarzer Hund einen Tempel, so wird jenes Tempels Fundament nicht fest sein.

Laufen Schweine erschreckt hin und her, so bedeutet es Zerstörung [der Hürde].

Daß dem Babylonier auch der Vogelflug bedeutungsvoll war, zeigen u. a. die folgenden Omina:

Macht jemand eine Reise und fliegt dabei in der Richtung, wohin er sein Antlitz wendet, eine Dohle (?) von der rechten Seite des Betreffenden nach seiner Linken vorüber, so wird der betreffende Mann da, wo er hingeht, Gewinn haben.

Fliegt sie im gleichen Falle über dem Manne auf und zieht vor ihm einher, so wird dieser seine Herzenswünsche erreichen.

Geht ein Falke auf Jagd aus und fliegt dabei von der rechten Seite des Königs nach seiner linken hin vorbei, so wird der König, wohin er zieht, Triumph erlangen.

Betritt jemand das Haus eines Kranken, und fliegt dabei ein Falke nach seiner rechten Seite hin vorüber, [so wird der Kranke gesund][1].

Von Interesse ist auch ein Brief des Astrologen Balasi an

1) Unsicher, was zu ergänzen ist.

den König Asarhaddon (680—668 v. Chr.), der zeigt, daß die Astrologen nicht nur über die Sterne Bescheid wissen mußten:

„An den König, meinen Herrn, Dein Diener Balasi. Heil sei dem König, meinem Herrn! Die Götter Nabu und Marduk mögen meinen Herrn segnen! — Was den Raben anbetrifft, deswegen mein Herr an mich geschrieben hat, so (wisse): Trägt ein Rabe irgend etwas in das Haus eines Menschen hinein, so wird der betreffende Mensch etwas ihm nicht Gehörendes bekommen. Wirft ein Falke oder Rabe etwas, das er trägt, in das Haus eines Menschen oder vor einen Menschen, so hat das betreffende Haus Glück. Trägt ein Vogel Fleisch oder einen andern Vogel oder sonst etwas und wirft es sodann in das Haus eines Menschen, so wird das betreffende Haus einen großen Anteil bekommen."

Zahlreiche Prophezeiungen werden aus Mißgeburten abgeleitet; es gab ein großes Kompendium, das mehr als ein Dutzend Tafeln umfaßte, für dieses Spezialgebiet der Wahrsagekunst. Eine große Anzahl der Omina dürfte wiederum rein theoretisch konstruiert sein, da diese Texte von Beschreibungen der sonderbarsten Naturwunder geradezu wimmeln. Man vergleiche die folgenden Omina:

Wirft ein Schaf einen Löwen, der ein menschliches Antlitz hat, so wird die Macht des Königs des betreffenden Landes gewaltig sein.

Wirft ein Schaf einen Löwen, der das Auge eines Esels hat, so wird Hungersnot im Lande herrschen.

Wirft ein Schaf ein Reh, so wird der Königssohn den Thron seines Vaters ergreifen, und Subartu wird sich erheben.

Wirft ein Schaf ein Rind, das zwei Schwänze hat, so ist dies ein Omen des Ischbi-Urra[1], der nicht seinesgleichen hatte.

Solche Mißgeburten wurden dann wohl auch aufbewahrt, um der staunenden Welt gezeigt zu werden, wie wir aus folgendem, dem 7. Jahrhundert entstammenden Bericht ersehen:

Hat eine Mißgeburt acht Füße und zwei Schwänze, so wird der Fürst des Königreiches Macht erlangen[2]. Der Schlächter Uddanu sagt folgendes: Als eine Sau warf, hatte das Junge acht Füße und zwei Schwänze. Ich habe es in Salz gelegt und zu Hause aufgestellt. Von Nergal-etir.

Daß man auch menschliche Mißgeburten für vorbedeutend hielt, ist selbstverständlich.

Gebiert ein Weib Zwillinge, die mit ihrem Rückgrat zusammengewachsen sind, so wird das betreffende Land von seinen Göttern verlassen werden.

Gebiert ein Weib ein Kind mit einem Löwenkopf, so wird ein mächtiger König im Lande sein.

Gebiert ein Weib ein Kind mit einem Vogelkopf, so wird das betreffende Land zerstört werden.

Gebiert ein Weib ein Kind ohne Ohren, so wird Drangsal im Lande herrschen, und das Land wird verkleinert werden.

1) Der erste König des Reiches von Isin (um 2350 v. Chr.).

2) Dies ist ein Auszug aus einem Omenwerk.

Auch die Pflanzenwelt bot dem Seher Material:

Wird in einer Stadt Minze gefunden, so wird die betreffende Stadt verwüstet werden.

Findet sich in jemandes Hause an der nördlichen Mauerseite Schimmel, so wird der Hausherr sterben und sein Haus sich auflösen.

Findet sich in jemandes Hause an der östlichen Mauerseite Schimmel, so wird die Hausfrau sterben und das Haus sich auflösen.

Findet sich in jemandes Hause an der westlichen Mauerseite Schimmel, so wird ein Kind des Betreffenden sterben und das Haus sich auflösen.

Von den Omen, die der unorganischen Natur entnommen sind, haben wir die wichtigsten bereits kennen gelernt, die astrologischen und die meteorologischen. Diese gehen auf himmlische Vorgänge zurück; es wurden aber auch rein irdische sorgfältig beobachtet:

Fließen die Wasser eines Stromes grünlich dahin, während weiße Wassermassen oben schwimmen, so werden Spelt (?) und alle Arten Hirse (?) nicht gedeihen.

Tritt im Monat Nisan eine Hochflut ein, wobei sich der Strom wie Blut färbt, so wird ein Sterben im Lande vor sich gehen.

So galt also dem Babylonier die ganze Natur, von der Ameise oder dem Schimmelpilz an bis zu den erhabensten Phänomenen des gestirnten Himmels als ein großes Buch, dessen geheimnisvolle Schrift dem Kundigen das Dunkel der Zukunft enthüllte; selbst die unbedeutendsten Vorgänge, wie das Blöken der Schafe oder der Flug eines Vogels, hatten ihren ganz bestimmten Wert als Vorboten gewisser Ereignisse. Man sollte meinen, daß unter dem Druck eines derartig üppig entwickelten „Aberglaubens" alles erlahmen mußte, daß ein freies, frisches Entfalten der Kräfte des Volkes völlig dadurch unterbunden worden wäre. Wenn wir in der geschichtlichen Entwicklung Babyloniens und Assyriens nur verhältnismäßig unbedeutende Spuren von einem solchen verderblichen Einfluß finden, so erklärt sich dies zweifellos dadurch, daß uns im großen und ganzen nur die theoretische Seite der Wahrsagekunst bekannt ist, die den Wirkungskreis dieser „Wissenschaft" viel größer erscheinen läßt, als er in der Tat gewesen sein dürfte. Von der Praxis des täglichen Lebens wissen wir so gut wie garnichts.

Man darf auch nicht glauben, daß die Vorstellungen, die die Omenliteratur reflektiert, Gemeingut des Volkes waren; sie waren vielmehr sorgsam gehütetes Geheimnis einer Priesterkaste[1], der nur die Besten der Nation angehören durften, und die ihren Ursprung

1) Auf babylonisch heißt der Wahrsagepriester barû.

auf Enmeduranki, einen der zehn Urkönige, zurückführte. Von ihm erzählte man sich, daß die großen Götter Anu, Illil und Ea, ihn liebgewannen und die Schutzgötter der Wahrsagekunst, den Sonnengott Schamasch und den Wettergott Ramman-Hadad, veranlaßten, ihn in ihre Mysterien einzuweihen. Von Sohn auf Sohn hat sich die Kunst dann vererbt. „Der kundige Meister, der da bewahrt das Mysterium der großen Götter, soll seinen Erbsohn, den er lieb hat, vor Schamasch und Hadad auf Tafel und Schreibgriffel schwören und soll ihn dann das Lehrbuch des Wahrsagers lernen lassen. Ein Ölkundiger[1] aus dem dauernden Geschlecht des Enmeduranki, des Königs von Sippar, der die Wahrsageschale hinstellt und den Zedernstab trägt, ... ein priesterlicher Sprößling reiner Abstammung, der selbst an Wuchs und Maß vollkommen ist, darf vor Schamasch und Hadad der Stätte der Opferschau und des Orakels nahen. Ein Angehöriger der Wahrsagerkaste von unreiner Abstammung, der selbst an Wuchs und Maß nicht vollkommen ist, der schielt oder Zahnlücken hat, ... darf sich dem Orakel nicht nahen."

Uns liegen die Mysterien der Wahrsagepriester offen vor Augen: es sind die Lehrbücher, in die wir hier manchen Blick geworfen haben; dem babylonischen Volke aber waren sie verschlossen; es ahnte wohl kaum, wie alles auf Erden und am Himmel seinen bestimmten Sinn habe und in engster Verbindung stehe mit dem Leben und Gedeihen der Menschheit. Der gewöhnliche Mann ging deshalb gewiß nur bei ganz besonderen Anlässen zum Wahrsagepriester, wenn er einen wichtigen Schritt im Leben zu tun gedachte, wenn er z. B. ein Haus bauen, sich verheiraten oder eine gefährliche Reise unternehmen wollte. Dann fragte ihn der Priester wohl nach allerlei bedeutsamen Vorgängen aus, die dem Ratsuchenden in letzter Zeit aufgefallen waren, oder er gab ihm auf, während einer bestimmten Frist sein Augenmerk auf solche Vorgänge zu richten. Er erhielt dann seine Antwort, ohne indes selbst von den Mysterien etwas zu erfahren, und ohne zu ahnen, in welcher Weise diese Antwort zustande gekommen war.

Eines großen zeremoniellen Apparates bedurfte es in derartigen Fällen wohl kaum; überhaupt wird ein solcher nur dann üblich gewesen sein, wenn man die Götter um eine Auskunft bitten wollte, nicht aber, wenn diese ungebeten ihre Omina sandten. Im ersteren Falle, also vor allem bei der Leberschau, waren um-

1) Vgl. oben S. 17.

fangreiche Vorbereitungen nötig, die aufs sorgfältigste ausgeführt werden mußten, bevor man an die Opferung des Tieres und die Untersuchung der Leber gehen konnte. So heißt es in den Ritualvorschriften für den Wahrsagepriester:

An einem günstigen Tage sollst Du Dich heiligen, . . . ein reines Kleid sollst Du anziehen. Vor Sonnenuntergang . . . sollst Du eine Opferzurüstung für die Göttin Gula bereiten: reines Wasser, . . . süße Brote aus Spelt (?), und zwar dreimal zwölf, also 36 . . . . .

Nachdem die himmlischen Sterne eben sichtbar (?) geworden sind, sollst Du für Anu, Illil und Ea drei Tische aufstellen und auf jeden Tisch 24 süße Brote aus Spelt (?), also dreimal 24 Brote legen . . . .[1] Vier Krüge mit Wein von je 1 Maß Inhalt sollst Du hinstellen . . . Zehn reine Lämmer sollst Du schlachten (?); das Fleisch des rechten Schenkels (?), die Keulen (?), gebratenes Fleisch und . . . -Fleisch sollst Du auftragen lassen. Drei Räucheraltäre sollst Du mit Zypressen, Zedern und Feinmehl bestreuen, Wein ausgießen, dich niederwerfen und dann die Opferzurüstung entfernen.

Wenn [die Sterne] hell leuchten (?), . . . sollst Du reines Wasser sprengen, einen Räucheraltar gen Osten vor Marduk aufstellen, einen Räucheraltar gen Osten vor dem Gott des Betreffenden aufstellen, einen Räucheraltar gen Osten vor die Göttin des Betreffenden aufstellen. Einen Tisch sollst Du hinter dem vor Marduk stehenden Räucheraltar aufstellen. Vier Krüge mit Wein sollst Du hinstellen, dreimal zwölf Brote aus Spelt (?) sollst Du darauf legen . . .[2] Den vorderen vor Marduk stehenden Räucheraltar sollst Du bestreuen, die Hand der opfernden Person ergreifen und also sprechen: „Dein Knecht möchte in der Morgenstunde ein Opfer darbringen, den Zedernstab erheben und vor Schamasch treten. Deiner großen Gottheit möge es recht sein" . . . . .[2]

Sobald der Horizont rötlich wird, sollst Du drei Tische herbeischaffen lassen, sie reichlich besetzen gleich denen für Anu, Illil und Ea: den mittleren Tisch für Schamasch und Hadad, die göttlichen Herren der Opferschau, den linken Tisch für Aja, seine[3] geliebte Gattin, den rechten Tisch für Bunene, den Vezier des Schamasch und der Aja. Vier reine Lämmer, zwei für Schamasch und Hadad, je eins für Aja und Bunene (sollst du darbringen).

Es folgt darauf eine Voruntersuchung der Leber eines der Lämmer, die auf dem mittleren Tisch für Schamasch und Hadad dargebracht sind. Diese wird wohl nur vorgenommen, um zu ergründen, ob den göttlichen Herren der Wahrsagekunst der kommende Tag für ein Orakel genehm ist; denn die eigentliche Opferschau findet erst in der Morgenstunde statt. Weiter heißt es:

[Kurz vor Sonnenaufgang sollst Du für] Schamasch eine Opferzurüstung bereiten. Einen Räucheraltar sollst du vor Schamasch stellen . . .[4] Einen

1) Eine große Anzahl weiterer Einzelheiten übergehen wir.

2) Es folgen weitere Zeremonien für den Gott und die Göttin des Betreffenden. Alle drei Götter erhalten dann ebenfalls eine Opfermahlzeit.

3) Des Schamasch.

4) Ebenso für Hadad, Marduk, Aja, Bunene, für die Begleiter des Sonnengottes, Kittu und Mischarn, sowie für den Gott des Orakelsuchenden.

Tisch sollst Du hinter den Räucheraltar vor Schamasch stellen, vier Krüge mit Wein sollst Du hinstellen und dreimal zwölf Brote aus Spelt (?) hinlegen . . .[1] Den Räucheraltar vor Schamasch sollst Du bestreuen, die Hand der opfernden Person ergreifen und also sprechen: „Dein Knecht möchte in der Morgenstunde ein Opfer darbringen, den Zedernstab erheben und vor Deine große Gottheit treten. Deiner großen Gottheit möge es recht sein" . . . . .

Neue Opfer für Schamasch und die anderen Götter folgen; unter Gebeten werden dann die Tische und Räucheraltäre wieder entfernt. Unterdessen wird die Sonne am Horizont emporgestiegen sein; jetzt erst kann die eigentliche Opferschau nach vorhergehenden Gebeten, wie wir sie oben (S. 13 f.) kennen gelernt haben, vor sich gehen.

Leicht hatte es ein Wahrsagepriester, wie man sieht, gewiß nicht; die feierlichen Handlungen, die die ganze Nacht in Anspruch nahmen, stellten große Anforderungen an die Gesundheit und körperliche Zähigkeit des Mannes. Aber seine Funktionen waren damit noch nicht erschöpft. Wie wir oben sahen, sollten schon die Vorbereitungen der Opferschau an einem günstigen Tage stattfinden, die heilige Haupthandlung natürlich erst recht. Festzustellen, ob der Tag heilbringend war oder nicht, gehörte ebenfalls zu den Aufgaben des Wahrsagers; schon früh wurden deshalb Kalender angelegt, in denen nach Art der ägyptischen[2] die nötigen Bemerkungen den einzelnen Tagen beigefügt wurden. Bekannt sind die für den 7., 14., 19., 21. und 28. Monatstag gegebenen Vorschriften, die man meist als Sabbatgesetze bezeichnet:

Ein böser Tag. Der Hirt der großen Völker soll Fleisch, das auf Kohle gekocht ist und etwas mit Salz (?) Zubereitetes nicht essen. Das Hemd seines Leibes soll er nicht wechseln. Reine (Kleider) soll er nicht anziehen. Ein Opfer soll er nicht darbringen. Der König soll nicht zu Wagen fahren. Tyrannisch (?) soll er nicht reden. An geheimer Stätte soll der Wahrsager eine Aussage nicht machen. Der Arzt soll seine Hand nicht an einen Kranken legen. Ein Vorhaben auszuführen, ist (der Tag) nicht geeignet. Nachts soll der König seine Gabe den großen Göttern bringen, ein Opfer soll er opfern: sein Gebet ist dann bei Gott angenehm.

Dagegen wird eine Art des Orakels nicht zu den Funktionen des Wahrsagepriesters gehört haben, das Gottesurteil. Da hierbei die Deutung keine Schwierigkeiten bereiten konnte, indem sie ja nur auf eine Entscheidung zwischen „Schuldig" und „Nichtschuldig" hinauslief, durfte man sie getrost den richterlichen Beamten überlassen.

---

1) Die gleichen Zeremonien und Gebete wiederholen sich vor den übrigen inbetracht kommenden Göttern.

2) AO. VI,4 S. 9 f.

Leider sind unsere Nachrichten über das Ordal bei den Babyloniern und Assyrern höchst unvollständig. Je nachdem es sich um Straf- oder Zivilprozeßverfahren handelte, mußte das Ordal verschieden verlaufen. Während man im ersteren Falle eine Form wählen konnte, die dem Beteiligten schweren Schaden an Leib und Leben zuzufügen geeignet war, da es sich stets um Delikte handelte, auf die körperliche Strafe oder Tod stand, mußte im Zivilprozeß ein harmloserer Gebrauch platzgreifen. Ein strafprozessualisches Ordal wird im Gesetz Hammurapis an zwei Stellen erwähnt, ohne daß es indes möglich wäre, den genaueren Verlauf zu ermitteln. Es findet zunächst bei Zaubereiverdacht statt:

Gesetzt, jemand hat einen andern in den Verdacht der Zauberei gebracht, jedoch es nicht bewiesen, so wird der, auf dem der Verdacht der Zauberei liegt, zum Stromgott gehen und wird in den Stromgott eintauchen; dann wird, gesetzt, der Stromgott hat ihn erreicht, derjenige, der ihn bezichtigt hat, sein Haus bekommen; gesetzt, der Stromgott hat den Betreffenden für unschuldig erklärt, und er ist daher unversehrt geblieben, so wird der, der ihn in den Verdacht der Zauberei gebracht hat, getötet; der, der in den Stromgott eingetaucht ist, wird das Haus dessen, der ihn bezichtigt hat, bekommen.

Dem gleichen Ordal hat sich die Ehefrau zu unterziehen, die in den Verdacht der Untreue geraten ist:

Gesetzt, auf jemandes Ehefrau ist wegen eines anderen Mannes mit dem Finger gewiesen worden, ohne daß sie dabei ertappt worden ist, wie sie bei einem andern Manne ruhte, so soll sie für ihren Ehemann in den Stromgott eintauchen.

Man beachte, daß in beiden Fällen nicht einfach vom „Strome", sondern vom „Stromgott" die Rede ist.

Vom Ordal des Zivilprozesses wissen wir noch weniger, da man sich in zweifelhaften Fällen meist damit begnügte, der einen Partei den Eid aufzulegen, der stets als entscheidend angesehen wird. Nur an wenigen Stellen wird auf ein Ordal angespielt, daß darin bestanden zu haben scheint, daß der Beklagte das mit Gold und Edelsteinen geschmückte und das Symbol tragende Panier des Gottes, das wohl einer Standarte ähnelte und im Erdboden befestigt war, herauszureißen hatte. Vermochte er dies zu tun, so galt er als unschuldig.

Das Ordal fällt insofern aus dem Rahmen der Wahrsagekunst heraus, als es ebenso wie die Traumvision als eine Art direkter göttlicher Offenbarung angesehen wurde, während das Omenwesen im Grunde genommen auf einer irrtümlichen Kausalitätsvorstellung beruht, zu der noch Theorien über gegenseitige Entsprechungen in Makrokosmus und Mikrokosmus hinzukommen.

Von unserem Standpunkt aus betrachtet, erscheint uns das hier besprochene Kapitel des babylonisch-assyrischen Altertums als eins, das des krassesten Aberglaubens voll ist. Demgegenüber muß man indes hervorheben, daß die Alten in ihren Mitteln, den tatsächlichen Zusammenhang vieler Dinge zu erforschen, doch äußerst beschränkt waren; die Hypothese mußte ihnen Ersatz für manche Erscheinung bieten, deren Zustandekommen uns völlig klar ist.

Hierzu kommt noch eins. All die Anschauungen, die das Gebiet der Wahrsagekunst darbieten, bewegen sich in einem Vorstellungskreise, der sich durchaus mit den religiösen Ansichten der Babylonier deckt: sie widersprechen ihnen nicht, sondern stehen und — so sollte man annehmen — fallen sogleich mit ihnen. Indes, sie sind nur teilweise gefallen. Die babylonische Religion ist zugrunde gegangen, aber die babylonische Wahrsagekunst hat sich, vielfach wohl mit anderen Elementen vermischt, bis auf den heutigen Tag namentlich in Astrologie und Traumdeutung erhalten, nunmehr ein vollkommener Aberglaube, dessen Existenz nur für unsere aufgeklärte Zeit eine wahre Schmach ist, nicht aber für die Alten, mit deren religiösem und naturwissenschaftlichem Denken er in bester Harmonie stand.

Literatur. (In Auswahl.)

Fr. Lenormant, Die Magie und Wahrsagekunst der Chaldäer. Jena 1878. — H. C. Rawlinson, Cuneiform Inscriptions of Western Asia. Vol. IV (2. Aufl.), Pl. 61. London 1891. (Orakelantworten aus Arbela.) — J. A. Knudtzon, Assyrische Gebete an den Sonnengott. Leipzig 1893. — A. Boissier, Documents Assyriens relatifs aux Présages. Paris 1894—1899. — J. A. Craig, Astrological-Astronomical Texts. Leipzig 1899. — R. C. Thompson, The Reports of the Magicians and Astrologers of Niniveh and Babylon in the British Museum. London 1900. — H. Zimmern, Beiträge zur Kenntnis der Babylonischen Religion. Die Beschwörungsserie Surpu. Ritualtafeln für den Wahrsager, Beschwörer und Sänger. Leipzig 1901. — J. Hunger, Becherwahrsagung bei den Babyloniern. Leipzig 1903. — Cuneiform Texts from Babylonian Tablets in the British Museum. Vol. VI. London 1898. (Das altbabylonische Lebermodell.) Vol. XX. London 1904. (Leberschautexte.) — A. Boissier, Choix de Textes relatifs à la Divination Assyro-Babylonienne. Bd. I, Paris 1905; Bd. II, 1, Paris 1906. — M. Jastrow, Die Religion Babyloniens und Assyriens. Bd. II, Gießen 1905 ff. (Kap. XIX. Das Orakelwesen; Kap. XX, Vorzeichen und Deutungslehre.) — Ch. Virolleaud, L'Astrologie Chaldéenne. Paris 1905 ff. (Noch nicht abgeschlossen.) — L. W. King, Chronicles concerning early Babylonian Kings. Vol. II. London 1907. (SS. 129 ff., letzte Edition der Sargon-Omina.) — A. Ungnad, Ein Leberschautext aus der Zeit Ammisadugas. Babyloniaca II (1908), S. 257 ff. — M. Jastrow, Hepatoscopy and Astrology in Babylonia and Assyria. Proceed. of the Amer. Philos. Soc. Vol. XLVII (1908), S. 646 ff.

Das Vorgebirge am Nahr-el-Kelb

und

seine Denkmäler

Von

Hugo Winckler

Mit 1 Kartenskizze und 4 Abbildungen

Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1909

Der Alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

10. Jahrgang, Heft 4.

Wegen der vielfach erweiterten Neudrucke empfiehlt es sich, stets nach Jahrgang, Heft, Auflage und Seitenzahl zu zitieren, also z. B.: AO. IV, 2^2 S. 15.

Der Boden des alten Phöniziens ist arm an Denkmälern der Vergangenheit selbständig phönizischen Volkstumes, und dem heutigen Reisenden bieten sich unter den erhaltenen Resten des Altertumes fast nur Zeugen einer schon völlig von griechischem Geiste durchtränkten Kulturepoche[1]. Wer, wie es gewöhnlich der Fall ist, aus Ägypten kommend, in Syrien archäologischen Erinnerungen nachgeht, muß deshalb den Abstand von den dortigen Denkmälern empfinden, die gleich Ehrfurcht erregend durch Alter wie durch Gewaltigkeit des Eindrucks sind. Und doch wissen wir aus den Urkunden, daß Phönizien und Palästina abwechselnd unter der Herrschaft der großen Kulturstaaten des Euphrat- und des Niltals gestanden haben, und daß deren Kulturen dort ihre tiefeingreifende Wirkung ausgeübt haben. Babylonisches Schriftwesen hat im ältesten Phönizien dem Verkehr im Lande wie mit dem Auslande gedient, und ägyptische Baukunst hat ihren Einfluß bis in die Zeiten griechischen Einflusses bewahrt und durch die Verwendung aus Ägypten bezogener Granitsäulen zum Ausdruck gebracht, deren Herbeischaffung und Transport auf die Berge des Libanon mit ungeheuren Mühen verknüpft gewesen sein muß. Vergeblich aber würde man nach Spuren gleichzeitiger Denkmäler aus den Zeiten eines Hiram und Salomo, oder der mit der Familie Omris so nahe verbundenen Könige von Tyrus und Sidon suchen. Es ist auch kaum zu erhoffen, daß noch einmal nennenswerte Überreste davon wiedergefunden werden.

Um so mehr verdient eine Stelle die Aufmerksamkeit jedes Besuchers des syrischen Bodens, an der die Denkmäler ägyptischer und assyrisch-babylonischer Könige ihm als älteste und fast einzige Zeugnisse der großen Eroberungszüge erhalten sind, von denen ihre Annalen erzählen. Eine Stelle, die sich wie eine Reihe in den Fels gegrabener Blätter der Geschichte des Landes ausnimmt, und welche

1) Vgl. AO. VIII, 3: W. v. Landau, Die phönizischen Inschriften S. 4.

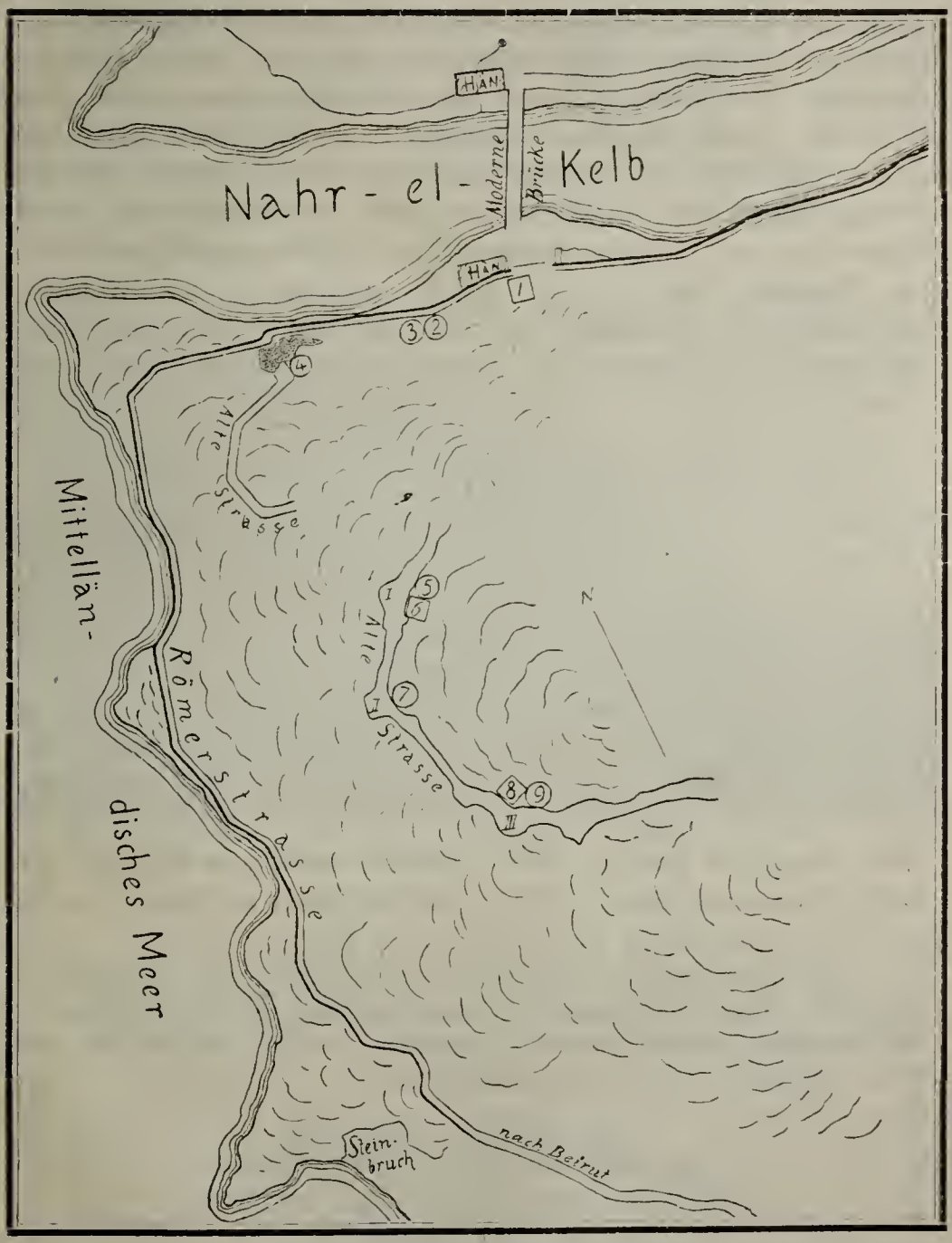
an geschichtlichem Interesse ihres gleichen auf dem Boden dieses Landes nicht hat.

Etwa zwei Stunden nördlich von Beirut, dem Hafen, wo jetzt gewöhnlich der Reisende den syrischen Boden betritt, mündet einer der für den Libanon kennzeichnenden Flüsse, welche alle von den Höhen des steil sich erhebenden Gebirges in kurzem Laufe das Meer erreichen. Es ist der Nahr-el-Kelb oder Hundsfluß, der oben aus den beiden Quellen ʿain-el-leben und ʿain-el-ʿasal (Milch- und Honigquelle) entspringt, um nach stellenweisem Verschwinden in Gebirgsgrotten in einem engen durch schroff ansteigende Felsen gebildeten Tale wieder zutage zu treten und von diesen Felswänden begleitet ins Meer zu fallen. An der Mündung treten die Felsen namentlich auf dem linken, südlichen Ufer bis unmittelbar an das Meer heran, wo sie also eine Art Vorgebirge bilden, das aus dem sonstigen schmalen Küstenstreife heraustritt. Dieser Küstenstreif bildet eine natürliche Verkehrsstraße für das phönizische Gebiet, und die Landstraße ist ihm zu allen Zeiten vom Norden bis zum Süden gefolgt. An der Mündung des Hundsflusses mußte sie den Fluß überschreiten und dann an der Außenseite des Vorgebirges entlang dieses selbst überwinden. Zu dem Zwecke ist sie von Norden kommend stets erst auf dem rechten, nördlichen Ufer im Flußtale aufwärts gegangen, um an einer schmaleren Stelle das Wasser zu überschreiten[1] und dann wieder an der steilen Felswand entlang im Tale bis zur Mündung zu gehen, wo sie am Vorgebirge empor über dieses hinwegführte. Diesen Weg haben Jahrtausende innegehalten, erst die Neuzeit hat in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts einen Fahrweg in den Felsen gesprengt und durch einen modernen Brückenbau unweit der Mündung über den hier etwas breiteren Flußlauf geführt. Bis dahin war der Verkehr auf Saumtieren der alten Straße gefolgt, welche die antike Kultur gebrochen hatte. Neuerdings ist die Brücke der an der Küste von Beirut nordwärts führenden Eisenbahn noch der Fahrstraßenbrücke vorgelagert worden.

Die alte Straße, derer man sich bis dahin bedient hatte, wie es das Altertum getan hatte, führte also oberhalb der heutigen um den Felsen herum. Sie erhob sich an der Stelle, wo die moderne Brücke über das Wasser führt aus dem Tale (in dem

1) Man wird annehmen dürfen, daß das stets an der Stelle geschah, wo noch jetzt die Brücke erhalten ist, welche aus der Zeit des Sultans Selim I um 1517 stammt und bis zum Bau der modernen dem Verkehre diente.

sie schon von der älteren, weiter oberhalb gelegenen Übergangsstelle kam), um das Vorgebirge zu übersteigen. Man hat sich wohl vorzustellen, daß sie zu allen Zeiten ein Saumpfad gewesen ist, der



Das Vorgebirge am Nahr-el-Kelb.

□ Ägyptische Fundstellen. — ○ Assyrische Fundstellen.
I II III Plattformen.

natürliche Vorteile des Felsens benutzte, dem günstigsten Falls durch Menschenhand nachgeholfen war. Für Saumtiere ist ein wenig mehr Steigung nicht so bedeutsam wie für den Wagenverkehr, deshalb stieg die Straße auch ziemlich steil empor, im Bogen um das Vorgebirge herumführend. Wenn sie vielleicht auch zeitweilig in Stand gesetzt worden ist, in den etwa 14 Jahrhunderten, in welchen sie noch dem Verkehre diente, nachdem die ersten der zu besprechenden Denkmäler an ihrer Seite angebracht wurden, so wird sie doch in der Regel keinen anderen Anblick geboten haben als all die Saumpfade des Libanon zu allen Zeiten und bis auf den heutigen Tag. Das orientalische Pferd, das Maultier und der Esel gehen auf ihnen mit Sicherheit, der europäische Fußgänger tut manchmal besser daran, auf dem Pferde zu bleiben, statt sich auf seine eigenen Kletterkünste zu verlassen.

Die Wichtigkeit der großen Uferstraße für den Verkehr war dann wohl die Veranlassung, daß die römische Wegebaukunst, als wichtiges Unterstützungsmittel römischer Regierungskunst auch hier sich betätigte. Es wurde eine römische Heerstraße wesentlich tiefer um den Felsen herumgeführt. Sie zweigte an der Stelle ab, wo die alte aus dem Tale emporzusteigen begann und war in den Felsen gehauen, den sie so mit bedeutend geringerer Steigung überwand. Diese Straße hat, wie so manche Römerstraße, dem Verkehr gedient, bis die erwähnte neue Landstraße in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts gebaut worden ist, 16 Jahrhunderte haben sich also an ihr genügen lassen und nichts hervor gebracht, was sie hätte übertreffen können. Eine Inschrift nennt als Erbauer den Kaiser Antoninus Pius und die Titel, welche er sich beilegt, weisen auf seine letzten Jahre 179 oder 180 n. Chr.:

„Der Kaiser Marcus Aurelius Antoninus Pius, Felix Augustus, der Besieger der Parther, Britanner und Germanen, Pontifex Maximus, hat die den Lycus-Fluß überhängenden Berge bearbeiten und einen breiten Weg herstellen lassen durch seine Antoninische Legion[1].

1) IMP. CAES. M. AVRELIVS
ANTONINVS PIVS FELIX AVGVSTVS
PART. MAX. BRIT. MAX GERM. MAXIMVS
PONTIFEX MAXIMVS
MONTIBVS IMMINENTIBVS
LICO FLVMINI CAESIS VIAM DE(!)LATAVIT
PER ///// ///// /////
ANTONINIANAM SVAM.

Eine zweite Inschrift besagt dasselbe. Ein Zeitraum von mehr als 700 Jahren trennt das Denkmal römischer Größe von dem letzten der Euphratkultur, welches, wie wir sehen werden, König Nebukadnezar am „Flusse Lycus“ [1] angebracht hatte.

Unser Vorgebirge bildet eine natürliche Landmarke und es wäre auffallend, wenn es nicht als solche eine Bedeutung gehabt und dann dem Charakter der orientalischen Religion entsprechend als Sitz eines religiösen Kultes, eines Gottes oder genius loci gegolten hätte. Daß es einen besonderen Namen geführt haben muß was schließlich dasselbe bedeutet, wie Sitz einer Gottheit sein — ist dabei selbstverständlich. Wir werden sehen, daß wir diesen

Abb. 1: Ansicht des Vorgebirges am Nahr-el-Kelb (nach einer Zeichnung)

Namen vielleicht noch feststellen können (S. 16). Als Landesmarke aber bildet die Mündung des Hundsflusses wohl die natürliche Grenze zwischen dem Gebiete der beiden alten Phönizier-Städte Gobal (Byblos) und Beerot (Beirut). Solange letztere unter eigenem Fürsten stand wie zur Tel-Amarna-Zeit [2] müßte hier wohl die Grenze beider Stadtgebiete gelegen haben. Dann aber ist zu

1) Lykos war also der griechische Name, wovon Nahr-el-Kelb „Hundsfluß“ die arabische Übersetzung ist. „Wolf“ und „Hund“ pflegen in solchen Wiedergaben mit einander zu wechseln, man wird anzunehmen haben, daß der Fluß phönizisch Kaleb hieß.

2) AO. I, 2: C. Niebuhr, Die Amarna-Zeit S. 27; AO. II, 4 S. 12.

vermuten, daß dieses Vorgebirge auch eine weitergehende Bedeutung hatte, insofern man eine natürliche Scheidung zwischen dem Gebiete der eigentlichen mehr südlichen Phönizier, der Sidonier[1], und der Nordphönizier mit den Mittelpunkten Gobal und Arvad, sich kaum an einer anderen Stelle der Küste denken kann. Eine solche Landmarke müßte aber eine gewisse Verehrung genossen haben. Der Name des Flusses hat gewiß damit in Verbindung gestanden, da er ebenso wie das biblische Kaleb als Stammname zu dem Bestande der göttlichen und mythischen Welt des alten Orients gehörte.

Diese Bedeutung unserer Stelle wird die Veranlassung gewesen sein, warum sie mit den Denkmälern geziert wurde, welche ihr noch heute unter allen historischen Plätzen der Weltgeschichte eine hervorragende Bedeutung sichern. Etwas ähnliches wird sich kaum an einem andern Punkte der Welt aufweisen lassen. Wohl hat manch hervorragendes Denkmal eines großen Herrschers die Veranlassung gegeben, daß sich ein anderer daneben verewigte, aber die Skulpturen und Inschriften, welche nach Ramses hier die Assyrerkönige und dann Nebukadnezar haben anbringen lassen, sind mehr als bloße Nachahmungen des einen vom anderen gewesen, sie müssen, wenigstens die ersten von ihnen, Grenzmarken der betreffenden Gebiete gewesen sein.

Die Grenzmarke würde natürlich aus dem Besitzstande oder den Kriegszügen des ersten der hier verewigten Herrscher zu erschließen sein. Das ist Ramses II. Von den im ganzen acht Gedenknischen, welche an der alten Straße angebracht waren, gehörten ihm drei. Es sind die erste, unterste, die sechste und die achte (vorletzte). Nach Lepsius, der sie im Jahre 1845 untersucht hat[2], waren sie der Reihe nach den Göttern Ptah, Re' und Ammon gewidmet. Um das festzustellen, müssen sie in noch besserem Zustande gewesen sein als jetzt, wo man schwerlich noch irgend etwas über ihren Inhalt würde bestimmen können. Die unterste ist zudem völlig zerstört worden, da sie von modernen Eroberern usurpiert worden ist. Als im Jahre 1860/61 Napoleon III. infolge des Aufstandes der Drusen gegen die Maroniten des Libanon französische Truppen in Syrien landete[3], hat der kommandierende General die alte ägyptische Inschriftentafel erobert und sich mit seinen Truppen darauf

1) AO. II, 4: W. v. Landau, Die Phönizier S. 10.

2) Briefe aus Ägypten S. 402.

3) Vgl. über die gleichzeitige wissenschaftliche Durchforschung Phöniziens AO. VIII, 3: W. v. Landau, Die phönizischen Inschriften S. 7.

verewigen lassen. Man könnte vielleicht seinem Andenken einen Dienst erweisen, wenn man den Stuck, der auf dem Felsen aufgetragen ist, wieder abkratzte, aber daß darunter viel von der Inschrift erhalten ist, dürfte doch nach dem Zustande der übrigen zu urteilen, kaum zu hoffen sein[1].

Wir wissen aus Ramses' Inschriften, daß er in seinen Kriegen mit den Chatti noch nördlicher als bis in diese Gegenden gekommen ist, und daß er schließlich einen Freundschaftsvertrag mit dem Könige Hattusil (früher Chetasar gelesen) geschlossen hat, dessen Text in Karnak erhalten ist[2] und auf welchen vielfach in dem Briefwechsel zwischen beiden Königen bezug genommen wird, dessen Reste aus dem Archive der Chattihauptstadt in Klein-Asien jetzt wieder zugänglich geworden sind. Berühmt, weil durch poetische Schilderungen und künstlerische Darstellungen verherrlicht, sind auch Ramses' fragwürdige Heldentaten auf seinem Zuge gegen die Chatti in seinem fünften Regierungsjahre. Die glorreiche Schlacht bei Kadesch am Orontes beweist auf jeden Fall, daß das ägyptische Heer noch weiter nördlich gekommen ist, um die Ansprüche Ägyptens, welche seit den Zeiten der Eroberer der 18. Dynastie auch Nordphönizien und Syrien umfaßten, gegen die Chatti zu verteidigen und Verlorenes zurück zu erobern. Die militärische Macht beider Staaten stand damals schon nicht mehr auf der Höhe wie ein und zwei Menschenalter früher, und so vertrug man sich und schloß einen so herzlichen Freundschaftsbund, daß selbst die Königinnen sich gegenseitig dazu Glück wünschten[3].

Dabei muß natürlich auch eine Abgrenzung des beiderseitigen Interessengebietes stattgefunden haben. Wenn man die natürliche Bedeutung des Nahr-el-Kelb und seines Vorgebirges als Landesmarke in Betracht zieht, und dazu nimmt, wie die Assyrerkönige mit einer deutlichen Absichtlichkeit gewissermaßen ihre Ansprüche hier den ägyptischen entgegengestellt haben, so möchte man schließen, daß damals die Grenze zwischen dem ägyptischen und chattischen Interessengebiete hierher verlegt worden wäre. Dann wäre Nordphönizien

1) Man ist also wie hervorgehoben werden muß, für die Bestimmung der drei ägyptischen Inschriften ganz auf Lepsius angewiesen und wird kaum eine Kritik daran üben können. Bedenken erregt es immerhin, daß Ramses drei verschiedene Denkmäler anbringen ließ. Andere ägyptische Könige könnten ebenfalls in Betracht kommen.

2) AO. IV, 1: Messerschmidt, Die Hettiter S. 6.

3) Darauf bezügliche Briefe der Gattin Ramses' an Hattusil, sowie an dessen Gattin Puduchipa sind in Boghazköi gefunden worden.

den Chatti, Südphönizien den Ägyptern überlassen worden. Früher hatten beide abwechselnd Ägypten auch den Norden, und die Chatti auch den Süden besessen, sodaß also beide sich gütlich geeinigt und sich gegenseitig etwas nachgelassen haben würden. Hierzu würde das, was wir über das Verhalten Tiglat-Pilesars I und Ägyptens noch feststellen können, ebenfalls sehr gut passen.

Auf jeden Fall werden wir anzunehmen haben, daß Ramses seine Reliefstafeln als eine Grenzmarke anbringen ließ, gleichviel, ob er die damit vertretenen Ansprüche später behauptete oder davon abließ, und daß er sich mit einer noch weiter südlich gelegenen Grenze begnügte. Auch die Errichtung eines Denkmals im Ostjordanlande (des sogenannten Hiobsteins) wird ähnlichen Zwecken gedient haben, da auch hier die ägyptische Grenze südlich vom Gebiete von Damaskus gelaufen sein dürfte.

So stehen hier die drei ägyptischen Denkmäler als Zeugen der Herrschaft Ägyptens über Phönizien und rufen eindringlich den Einfluß ins Gedächtnis, welchen das Niltal ein paar Jahrhunderte über dieses Land ausgeübt hat. Es ist das letzte Mal gewesen, daß Ägypten für lange Zeit hinaus versucht hat, diese Ansprüche zu verteidigen, tatsächlich hat es sein Interessengebiet sehr bald sich selbst überlassen müssen, sodaß unsere Denkmäler zugleich Zeugnisse eines verlorenen Postens bilden. Später haben im 10. Jahrhundert Schoschenk und 608/6 Necho versucht, die alten Ansprüche noch einmal aufzunehmen, aber das sind Vorstöße ohne dauernden Erfolg gewesen. Ramses' Denkmäler und die daneben gesetzten assyrischen sind aber sprechende Zeugen des Zugs der Geschichte, welcher das syrische Küstenland zu allen Zeiten zu einem Eroberungsgegenstand für die benachbarten Großmächte gemacht hat — von den ältesten Zeiten bis ins 19. Jahrhundert n. Chr., wo Ägypten seine Grenzen bis nach Kleinasien vorzuschieben suchte. Und zu allen Zeiten hat der Verkehr und der Austausch der Kultur dem entsprochen, die kriegerischen Ereignisse werden völlig von diesen Verhältnissen getragen und mit Naturnotwendigkeit herbeigeführt.

Der Vertrag zwischen Ramses und Hattusil ist etwa um 1300 anzusetzen. Die ägyptische wie chattische Herrlichkeit, welche sich schon damals mehr auf die Diplomatie als auf die Waffen stützte, hat die Regierung der beiden Vertragschließenden außerhalb der engen Grenzen ihrer Länder kaum überdauert. Ägypten selbst war durch seine Lage geschützt, aber in Asien erstand den Chatti ein bedrohlicher Gegner.

Es war das Königreich Assyrien, das sich etwa seit 1500 beständig ausdehnte und den bisherigen Herren Vorderasiens immer mehr Gebiet abgewann. Seine beiden nächsten Gegner, denen dieses Gebiet abgenommen werden mußte, waren die Babylonier und die Chatti, und von Erfolgen gegen diese berichten daher die Inschriften des 14. und 13. Jahrhunderts. Mesopotamien und das nördliche Syrien, die bisher Vasallenländer der Chatti gewesen waren, gerieten unter assyrische Oberhoheit, und bereits zu den Zeiten Hattusils und seines Verbündeten Ramses war der Einfluß der Chatti in diesen Gebieten stark zurückgegangen.

Ein plötzlicher Zusammenbruch der assyrischen Macht kurz vor 1250 hatte deren Vordringen ein Ende gesetzt und den Chatti eine Frist gewährt. Dann aber begann etwa seit 1150 Assyrien neu zu erstarken, und um 1100 unter Tiglat-Pileser I. stand es wieder ebenso mächtig da wie vor dem Zusammenbruch. Tiglat-Pileser war wieder bis ins westliche Kleinasien vorgedrungen und hatte Gebiete, die schon an das Herz des Chattireichs grenzten, besetzt. Ein kurzes Bruchstück seiner Inschriften berichtet denn auch, daß er einen Streich gegen die Chatti führte, der dieses Reich offenbar aus der nur noch mühsam behaupteten Stellung eines anerkannten Großstaates stürzte. Der Chattikönig . . . -Teschub — es ist nur der zweite Bestandteil seines Namens erhalten — wurde geschlagen und Tiglat-Pileser war der Herr von Nordsyrien und damit aller der wohl auch längst nur noch dem Namen nach behaupteten Besitzungen der Chatti in Nordphönizien. Dorthin zog Tiglat-Pileser ebenfalls und wagte sich — die Assyrerkönige betrachten das augenscheinlich stets als ein gewaltiges Wagnis — in der nordphönizischen Hafen- und Königsstadt Arvad auf das Meer hinaus — wohlverstanden jedenfalls nur, um nach dem auf einer kleinen Insel gelegenen Arvad hinüberzusetzen. In der Inschrift, welche das erwähnt, berichtet er auch, daß er Geschenke vom „Könige von Ägypten“ erhalten habe, unter anderen ein Krokodil und Affen. Das war kein bloßer Höflichkeitsaustausch, sondern die Besiegelung eines diplomatischen Aktes: Ägypten, der ehemalige Schutzverbündete der Chatti, erkannte damit an, daß Assyrien durch Eroberung (und Friedensvertrag mit den Chatti) der rechtmäßige Nachfolger in den Ansprüchen der bisherigen Lehnsherrn Syriens und Nordphöniziens geworden war. An Stelle eines chattischen stieß nun ein assyrisches Interessengebiet an das ägyptische.

Die Feststellung dieser Verhältnisse ist von großer Bedeutung

für die biblische Geschichte, was freilich in diesem Zusammenhange nicht verfolgt werden kann. Man wird sich erinnern, wie die Bibel betont, daß Abraham von den „Hethitern" ein Erbbegräbnis erwarb, also von den vorassyrischen Landesherren. Die biblischen Geschichtsquellen, welche zur Königszeit abgefaßt wurden, bezweckten, dem assyrischen Landesherrn nachzuweisen, daß Israel alte wohlerworbene Rechte auf seinen Grund und Boden hätte. Und als Rechtsnachfolger der Chatti mußten die Assyrerkönige diese anerkennen und schützen.

So fällt ein Streiflicht von den Denkmälern des Hundsflusses selbst auf die biblische Geschichte, denn hier sind die Bilder der neuen Landesherren denen von Ramses gegenübergestellt worden.

Freilich ist es wenig wahrscheinlich, daß schon Tiglat-Pileser sich hier verewigen ließ. Trotzdem haben seine Nachfolger das getan als Erben der Chatti-Ansprüche, und die ganze assyrische Politik gegenüber Phönizien und dem nördlichen Palästina beruht auf dem damals erworbenen Anspruche. Bei der allmählichen Einziehung der Vasallenstaaten im 8. Jahrhundert und ihrer Verwandlung in assyrische Provinzen ist deutlich zu erkennen, daß die alten Grenzen der Chattimacht innegehalten worden sind. Das ägyptische Interessengebiet wurde geachtet; hier wurde keine assyrische Provinz errichtet; ehe nicht Ägypten selbst unterworfen war.

Ehe wir festzustellen suchen, welchen Königen die fünf assyrischen Königsbilder zuzuschreiben sind, ist eine kurze Beschreibung ihrer Beschaffenheit und Lage zueinander nötig. Die ägyptischen Inschriftennischen unterscheiden sich von den assyrischen schon äußerlich leicht: sie sind viereckig, während diese oben gewölbt sind. Die Reihenfolge ist von unten nach oben:

1. ägyptisch; daneben
2. und 3. assyrisch; etwas höher
4. assyrisch; ein beträchtliches Stück höher
5. assyrisch und 6. ägyptisch; höher
7. assyrisch; höher
8. ägyptisch und 9. assyrisch (Assarhaddon).

Von diesen sind mit Ausnahme der letzten am höchsten gelegenen alle so verwittert, daß es nicht möglich ist, eine Inschrift zu erkennen und daraus auf den Urheber zu schließen. Die letzte (9) wird durch die Inschrift als von Assarhaddon herrührend gekennzeichnet, die übrigen stammen also von Vorgängern von ihm.

Dazu stimmt ohne weiteres der Charakter der Skulpturen selbst, deren Umrisse im allgemeinen noch zu erkennen sind. Auch ohne diesen Anhalt würde sich von selbst ergeben, daß die älteste von ihnen die unterste ist. Jede ist außerdem ohne Zweifel von einem andern Herrscher angebracht worden, doppelte Verewigung wie in den ägyptischen Reliefs hat nicht stattgefunden.

Bei den Nummern 5/6; 7 und 8/9 sind Verbreiterungen des Weges zu erkennen, so daß also ein kleiner freier Platz war. Bei der Enge der Straße war dies eine Notwendigkeit, wenn die Denkmäler überhaupt betrachtet werden sollten. Ein größeres Denkmal braucht immer einen Platz zu seiner Aufstellung, wenn es eine Wirkung ausüben soll. Bei der Einweihung fand hier naturgemäß die betreffende Zeremonie statt, die selbstverständlich in der Hauptsache aus einem Opfer bestand. Wir haben eine Darstellung davon in den Reliefs des „Broncetores von Balawat" von Salmanassar II. Wie mehrere seine Vorgänger (Tiglat-Pilesar I., Tukulti-Ninib, Assurnasirpal) hatte dieser ein ähnliches Relief am oberen Tigrislaufe, dem Subnat anbringen lassen, an der Stelle, wo dieser durch eine Grotte fließt. Die Darstellung der Ceremonie dient zur Beleuchtung der dabei üblichen Gebräuche.

Aus den Inschriften der Assyrerkönige können wir feststellen, welche Könige überhaupt in Betracht kommen und welche Gelegenheiten den Anlaß zu der Anbringung der Denkmäler geboten haben können. Man kann trotzdem bei einigen zweifeln und völlige Sicherheit ist nicht

Abb. 2: Opferzeremonie am Broncetor aus Balawat.
(Nach Delitzsch und Billerbeck, Die Palasttore Salmanassars II. aus Balawat.)

möglich, wenngleich bei den meisten große Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann.

Der erste Assyrerkönig, an den man denken könnte, wäre Tiglat-Pileser I. Allein, es ist zunächst zweifelhaft, ob er so weit südlich gekommen ist — er würde sonst doch wohl nicht nur von dem beträchtlich nördlicher gelegenen Arvad sprechen — und vor allem widerspricht das Aussehen der untersten und ältesten assyrischen Königsfigur (Nr. 2) der Annahme, daß sie von ihm herrühren könnte. Wir haben ein ähnliches Denkmal Tiglat-Pilesars am obersten Quellauf des Tigris, dem Sebene-Su, und dies zeigt einen andern Typus. Es bleibt daher nichts übrig, als für das älteste assyrische weiter herabzugehen und dann kommt erst wieder Assurnasirpal (886—861) in Betracht, für den nicht nur das Aussehen dieser Tafel, sondern auch das der nebenstehenden spricht, welche dann seinem Sohne und Nachfolger gehören würde.

Assurnasirpal war, nachdem Assyrien lange Zeit nicht imstande gewesen war, seine Ansprüche auf den Westen zu behaupten, wahrscheinlich im Jahre 868 durch Syrien nach der phönizischen Küste gezogen und erzählt, daß er den Tribut der phönizischen Staaten südlich bis Tyrus erhalten habe. Es war seit Tiglat-Pileser zum ersten Male, daß ein assyrisches Heer hier erschien, um die nun über 200 Jahre alten Ansprüche auf das ehemalige Chattigebiet zu erneuern. Der Zug muß am Nahr-el-Kelb vorbeigeführt haben, da südlich noch Sidon und Tyrus erwähnt werden. Also war das eine passende Gelegenheit, um die erste Urkunde assyrischer Oberhoheit in die Felswand zu meiseln.

Der Bericht der Annalen Assurnasirpal erzählt zunächst den Marsch durch Mesopotamien, wo die Fürsten der durchzogenen Landschaften huldigten. Nach Überschreitung des Euphrat ging der Marsch südwärts nach Karchemisch, wo der König Sangar ebenfalls seine Botmäßigkeit bezeugte und die übrigen Fürsten von Nordsyrien zur Huldigung eintrafen. Es ist bezeichnend, daß der König von Karchemisch dabei den Assyrern stets als „König von Chatti" gilt. Er soll damit offenbar als Träger der Ansprüche der alten Chattikönige hingestellt werden. Durch ihn als Vasallen herrscht dann der Assyrer zugleich über alles, was einst Chattisch gewesen war (vgl. S. 12). Von hier aus wendet sich Assurnasirpal dann westlich und durchzieht Patin, das Gebiet am Afrin, dessen König Lubarna damals eine Vormachtstellung im mittleren Syrien einnahm. Er wurde zur Unterwerfung gezwungen und Assurnasirpal wandte sich nun südwärts. Er durchzog das Hinterland des nördlichen Phöniziens, das jetzt sogenannte Nosairiergebirge, und unterwarf das Land. Hier wurde eine assyrische Kolonie begründet. Dann heißt es weiter: „damals zog ich längs des Libanon hin und stieg zum großen Meere von Amurri hinauf (! „hinauf" wird von westlicher Richtung des Marsches gesagt. Das Mittel-

ländische Meer ist das „obere Meer" im Gegensatz zum „unteren", dem Persischen, zu dem man „hinabsteigt"). Im großen Meere reinigte ich meine Waffen, opferte ich den Göttern. Den Tribut der Könige der Küste des Meeres: der Tyrer, Sidonier, Byblier, von Mahalla, Maißa, Kaißa (kleinere nordphönizische Städte), Amurri (das Hinterland von Nordphönizien, die biblischen Amoriter), Arvad, der Insel des Meeres in Silber, Gold, Zinn, Kupfer usw., einen großen und kleinen ku-Affen (vgl. S. 11) usû- und urkarinu-Hölzer, Zähne des Wales (Fischbein), des Geschöpfes des Meeres, als ihren Tribut empfing ich, sie ergriffen meine Füße.

Sehr passend reiht sich dann unmittelbar daneben das Bild des Sohnes und Nachfolgers Assurnasirpals, Salmanassars II. (865—825). Dieser hat versucht, die von seinem Vater begonnene Politik im Westen ernsthaft durchzuführen. Er hatte es dabei mit einem starken Gegner zu tun; dem in den voraufgehenden Jahrhunderten entstandenen Staate von Damaskus, welcher damals die Vormacht Syriens bildete. Es ist bezeichnend, daß Assurnasirpal noch deutlich mit Absicht vermieden hatte, mit diesem anzubinden, als er zum ersten Male wieder an der Küste des Meeres festen Fuß zu fassen suchte; sein Sohn mußte vor allem diesen stärksten Gegner niederzuwerfen suchen, wenn nicht seine Getreuen an der Meeresküste in steter Bedrohung durch den Herrn des Hinterlandes schweben sollten. Auf mehreren Feldzügen hat Salmanassar vergeblich versucht, Damaskus zu unterwerfen. Auf drei Zügen wurde er sogar offenbar von Benhadad, wie der damalige König von Damaskus in der Bibel genannt wird, deutlich schon in Nordsyrien zurückgewiesen. Er ließ dann ein paar Jahre Ruhe, um erst seinen Versuch zu erneuern, als in Damaskus ein Thronwechsel stattgefunden hatte, welcher Hazael, einen Usurpator, auf den Thron brachte. Biblische Nachrichten bringen dieses Ereignis in deutlichen Zusammenhang mit politischen Bewegungen, welche auch in Israel spielten: dem Propheten Elisa wird eine maßgebende Rolle bei der Erhebung des neuen Königs zugeschrieben (2. Kön. 8). Und auch in Israel wurde gleichzeitig das alte Königshaus Omris gestürzt, denn gleichzeitig mit Hazael in Damaskus erscheint in Israel Jehu auf dem Throne, und Jehu erkennt sofort die assyrische Oberhoheit an.

Es kann kaum zweifelhaft sein, daß bei diesen Umwälzungen Assyrien die Hand im Spiele gehabt hat, um Damaskus seine Vasallenstaaten abspenstig zu machen und es so allein leichter zu unterwerfen. Als daher Salmanassar wieder in Syrien erschien, war Hazael auf seine eigenen Kräfte angewiesen und vermochte im offenen Felde nicht Widerstand zu leisten. Aber die feste Haupt-

stadt konnte Salmanassar nicht erobern und er mußte sich begnügen, die fruchtbare Landschaft von Damaskus auszuplündern. Wir haben einen sehr anschaulichen Bericht über den Zug, und dieser Bericht besitzt hier für uns ein besonderes Interesse, weil er deutlich angibt, daß eines der Denkmäler am Hundsflusse bei dieser Gelegenheit angebracht worden ist und weil wir hierbei den Namen des Vorgebirges (vgl. S. 7) erfahren:

„In meinem 18. Regierungsjahre (d. i. 842 v. Chr.) überschritt ich zum 16. Male den Euphrat. Hazael von Damaskus verließ sich auf die große Zahl seiner Truppen und bot seine Truppen in Menge auf. Den Saniru, einen Bergkegel, dem Libanon vorgelagert, machte er zu seiner Festung. Ich kämpfte mit ihm und besiegte ihn. 6000 seiner Krieger erschlug ich mit den Waffen, 1121 seiner Streitwagen, 470 seiner Streitrosse sowie sein Lager nahm ich ihm weg. Er entfloh, um sein Leben zu retten. Ich verfolgte ihn und schloß ihn in Damaskus, seiner Hauptstadt, ein. Ich holzte seine Gärten ab und zog bis zu den Bergen des Hauran. Ortschaften ohne Zahl zerstörte, verwüstete, verbrannte ich und führte zahllose Gefangene weg. Bis zum Berge Ba'li-ra'si, einem Vorgebirge am Meere, zog ich und stellte mein Königsbild dort auf. Damals empfing ich den Tribut der Tyrer, Sidonier und Jaua's von Bet-Omri (Jehu von Israel)".

Die Erzählung läßt die Sachlage sehr anschaulich erkennen. Das am Schlusse berichtete wird teilweise mit dem übrigen Feldzuge zusammengefallen sein, da wahrscheinlich Salmanassar an der Küste von Norden her südwärts bis zum Vorgebirge am Nahr-el-Kelb zog und dann den Libanon überschritt, um ostwärts gegen Damaskus zu ziehen. Der Weg führt dabei durch das Tal des Barada zwischen Antilibanus und Hermon und hier dürfte es gewesen sein, wo Hazael Widerstand zu leisten versuchte. Saniru ist ein anderer Name des Hermon (Senir 5. Mose 3, 9), und dieser gewaltige Gebirgsstock ist dem Antilibanus — der vom Libanon bei den Assyrern nicht unterschieden wird — südwärts vorgelagert. Das enge Baradatal zwischen Antilibanus und Hermon kann leicht verteidigt werden. Nachdem Hazael hier geschlagen war, lag der Weg nach Damaskus frei. An dessen Mauern wagte sich Salmanassar aber nicht, er begnügte sich, nur die Gärten rings um die Stadt abzuholzen. Damals also, wie in der Blütezeit des Islam und bis auf den heutigen Tag, war Damaskus von einem breiten Kranz von Gärten umgeben, welche es dem Orientalen als ein Paradies erscheinen lassen, wenn sie auch dem Auge des Europäers nicht allzusehr imponieren. Auch als die Kreuzfahrer vergeblich versuchten, Damaskus zu erobern, spielten diese Gärten eine Rolle dabei und bildeten mit ihren Mauern ein Hindernis. Von Damas-

kus aus zog er südwärts zum Hauran und verwüstete die reiche, noch jetzt eine Kornkammer bildende Ebene bis dorthin. Das Denkmal am Vorgebirge war ein Zeichen, daß die Küste wieder assyrische Oberhoheit anerkannt hatte, aber Damaskus blieb noch unabhängig und auch ein drei Jahre später (839) wiederholter Zug hatte keinen andern Erfolg.

Eine Behauptung des Westens war nur möglich, wenn Damaskus bezwungen wurde. Salmanassar, der noch über 20 Jahre regierte und sein Sohn Samsi-Adad haben dieses Ziel nicht erreicht. Das geschah erst unter Adad-nirari, dem es gelang, Mari, den damaligen König von Damaskus, zu unterwerfen und Damaskus damit tributpflichtig zu machen. Er zählt in der Inschrift, welche das berichtet, dann alle Länder des Westens als gleichfalls tributpflichtig auf, bis an die Südgrenze Palästinas hin, also mit Einschluß des ägyptischen Interessengebietes. Ägypten spielte damals politisch gar keine Rolle mehr und schien ganz auf seine Rolle als Großstaat verzichtet zu haben. Erst unter fremdem Einflusse — dem der „äthiopischen" Könige und später mit Hilfe griechischer Söldner hat es wieder eine machtvolle Stellung eingenommen.

Man wird deshalb die dritte, für sich allein stehende assyrische Denknische am besten für Adad-nirari in Anspruch nehmen und sie als Siegeszeichen seiner nach 800 v. Chr. durchgeführten Unternehmungen im Westen anzusehen haben. Seine Worte darüber lauten:

„ . . . vom Ufer des Euphrat an unterwarf ich das Chattiland (etwa als Syrien gefaßt), Amurru in seinem ganzen Umfange (Nordphönizien mit Hinterland, deutlich Arvad und Gobal einschließend!), Tyrus und Sidon, Omriland (Israel, mit ihm Juda, das Israel lehnspflichtig war), Edom, Palastu (die Philister) bis zum Ufer des großen Meeres des Sonnenunterganges meinen Füßen, legte ihnen Tribut und Abgabe auf. Gegen Damaskus zog ich, Mari, den König von Damaskus, in Damaskus, seiner Hauptstadt schloß ich ein; die Furcht vor der Herrlichkeit Assurs, meines Herrn, warf ihn nieder; er umfaßte meine Füße und unterwarf sich; 2300 Talente Silber, 20 Talente Gold, 3000 Talente Kupfer, 5000 Talente Eisen, bunte Stoffe, Leinen, ein Sofa aus Elfenbein, einen Sessel aus Elfenbein mit eingelegter Fassung, sein Hab und Gut in ungezählter Menge, nahm ich in seinem Palaste entgegen.

Es sind gewaltige Reichtümer, welche im Mittelpunkte Syriens dem Sieger in die Hände fielen und es war einer der größten Erfolge Assyriens, der jedenfalls auch damals an unserem Vorgebirge verewigt wurde. Der Westen und der Weg zum Mittelmeere waren unter assyrischem Einflusse, Assyrien war die erste Macht des Orients, der damals kultivierten Welt.

Es folgte jedoch auf Adad-nirari eine Zeit der Schwäche Aſſyriens, während der es den Weſten ſich ſelbſt überlaſſen mußte. Erſt der kraftvolle Tiglat-Pileſar III. (IV.) hat von 745—728 dann die aſſyriſche Stellung im Weſten ſo befeſtigt, wie ſie es bis zum Sturze des Reichs (606) geblieben iſt. Im Jahre 738 erſchien er zum erſten Male wieder in Phönizien und ordnete die mittlerweile ſtark in Verwirrung geratenen Verhältniſſe. Es iſt die Zeit der inneren Wirren und letzten Kämpfe im Staate Iſrael und in dieſe griff er damals und in den folgenden Jahren (734, 733) wiederholt ein. Abweichend von dem bisher befolgten Grundſatze außerhalb des Gebietes der Euphrat-Tigris-Länder im allgemeinen die Völker unter einheimiſchen Herrſchern zu laſſen und dieſe nur als tributpflichtige Vaſallen beizubehalten, hat er den Grundſatz durchgeführt, die mit den Waffen eroberten Gebiete, wenn ſie Widerſtand geleiſtet und ihre Fürſten ſich „empört“, die „Verträge gebrochen“ hatten, in aſſyriſche Provinzen unter aſſyriſchen Statthaltern umzuwandeln. Dieſes Los traf ſchon 738 den nördlichen Teil des Gebietes Iſraels, das mit dem nordphöniziſchen Hinterlande zuſammen zu einer neu errichteten Provinz Simirra vereinigt wurde. Der Sohn des Königs und ſpätere Thronfolger, Salmanaſſar, wurde der Statthalter dieſer Provinz.

Dieſe Ereigniſſe ſind gewiß die paſſendſte Gelegenheit, bei welcher man die Anbringung eines neuen Denkmals vermuten darf. Man wird deshalb Tiglat-Pileſar als den König des vierten aſſyriſchen, unmittelbar neben dem zweiten ägyptiſchen befindlichen, anſehen können. Auch das Jahr 738 iſt wohl den ſpäteren vorzuziehen, wo er bei ſeinem erneuten Erſcheinen im Weſten Philiſtäa unterwarf und ſchließlich Damaskus zur Provinz machte. Hierbei verlor Iſrael noch mehr von ſeinem Gebiet, ſo daß nur noch die Landſchaft Samaria übrig blieb, die dann noch elf Jahre lang unter dem König Hoſea ihr Daſein als Königreich friſtete, um im Jahre 722 ebenfalls als Provinz eingezogen zu werden.

Es iſt wahrſcheinlicher, für dieſes Relief an Tiglat-Pileſar als an Sargon zu denken, den einzigen, der ſonſt noch in Betracht kommen könnte. Als Eroberer von Samaria hat er kaum noch Veranlaſſung gehabt, ſich hier zu verherrlichen und ſeine übrigen Unternehmungen im Weſten betreffen gerade dieſe Gegenden weniger — wenn man von der ſchnellen Niederwerfung eines Aufſtandes der neuen Provinzen Damaskus, Simirra, Samaria, Arpad abſieht — und waren im Vergleich zu den ſonſtigen des Königs weniger bedeu-

tend. Der Westen war, soweit er einst chattisch gewesen war, schon von Tiglat-Pileser für Assyrien gesichert worden.

Zu einem größeren Versuche, die assyrische Herrschaft abzuschütteln, kam es im Zusammenhange mit den sofort bei der Thronbesteigung des Sohnes Sargons, Sanherib, losbrechenden Unruhen in Babylonien[1]. Damals hoffte man auch im Westen das assyrische Joch abschütteln zu können und es entstanden unter Führung von Sidon-Tyrus einerseits und Juda andererseits Unruhen gegen Sanherib.

Abb. 3: Assyrische und ägyptische Nische.
(Nach Bezold, Ninive und Babylon.)

Die Bewegung hat auch in der biblischen Überlieferung ihre Spuren hinterlassen. Sie fiel in die Zeit der Wirksamkeit des Propheten Jesaja und dieser hat sich mehr als einmal über den vermutlichen Lauf der Unternehmungen ausgesprochen. Wir haben Sanheribs eigenen Bericht über seine Maßnahmen zur Unterdrückung des Aufstandes und dieser ist stets in seiner Wichtigkeit für die Erklärung und Ergänzung der betreffenden Abschnitte der Bibel herangezogen

1) Vgl. AO. VI, 3: O. Weber, Sanherib S. 8—12.

worden. Von Norden nach Süden, an der phönizischen Küste entlang ziehend, sicherte Sanherib sich alle phönizischen Städte, nur Tyrus auf seiner Insel blieb ihm unzugänglich. Der aufständische König Luli floh aber nach Cypern, wo er starb und Sanherib konnte die phönizischen Verhältnisse als gesichert ansehen. Dann schritt er zur Niederwerfung von Palästina. Die festen Plätze von Juda fielen einer nach dem andern in seine Hände — die Belagerung von Lakis, die auch in der Bibel erwähnt wird, ist durch ein Relief mit Inschrift bezeugt — nur das feste und fast uneinnehmbare Jerusalem leistete dauernden Widerstand. In der Stadt regten sich natürlich auch Stimmen, die zur Unterwerfung mahnten, und der König Hiskia stand mit Besorgnissen über den Ausgang der Dinge zwischen den Parteien. Wiederholt befragte er Jesaja um Rat und dieser riet jetzt zum Ausharren — Sanherib werde durch „eine Nachricht" zum Abzuge genötigt werden. Diese Nachricht traf ein — in Babylon war der verabredete Aufstand ebenfalls ausgebrochen und Sanherib mußte die Belagerung von Jerusalem aufheben, um sich dem wichtigeren Babylon zuzuwenden. Er hinterließ ja trotzdem den Westen gesichert, da die Macht der Aufständischen gebrochen war. Für Hiskia hatte der Abzug aber wenigstens den Vorteil, daß er seine Selbständigkeit rettete und die Möglichkeit erhielt, durch schleunige Unterwerfung und reiche Geldzahlungen sich Straflosigkeit zu erkaufen.

Diese Ereignisse, namentlich die Sicherung des ganzen phönizischen Küsten- und Hinterlandes, bieten die passende Gelegenheit, bei der Sanherib auch sein Denkmal — nunmehr das fünfte — neben die seiner Vorgänger setzen konnte. Trotzdem auch hier die Inschrift nicht mehr zu erkennen ist, so kann seine Urheberschaft doch als sicher gelten. Mehr als irgend eines erinnert dieses Denkmal aber durch das Hineinspielen biblischer Nachrichten an allgemein bekannte Ereignisse, und es zeigt andrerseits hier am Mittelmeere die damalige Weltmachtstellung Assyriens an, das von Babylonien und dem Persischen Golfe aus die Hauptstraße der Weltkultur zum Mittelmeere beherrschte. Sanheribs Denkmal an dieser Stelle ist wirklich ein solches der damaligen Kulturwelt.

Noch mehr erinnert die letzte, am höchsten befindliche Nische mit dem Bilde und einer Inschrift Assarhaddons (681—668) an die Bestrebungen assyrischer Weltpolitik. Assarhaddon hatte gleich bei seinem Regierungsantritt ausgesprochen die Überlieferungen uralter babylonischer Weltherrschaft aufgenommen, sein Bestreben

ging augenscheinlich dahin, den Schwerpunkt des Reiches von Assyrien nach Babylon zu verlegen und die Ansprüche des angeblichen Mittelpunktes der Welt auch praktisch durchzusetzen. Unter seiner Regierung hat die assyrische Macht die größte Ausdehnung erfahren, und wenn man dazu die Bedeutung Babylons nimmt, so haben dabei zweifellos Interessen des Weltverkehrs, des Handels, mitgewirkt. Gerade nach den Ländern, welche für den Handel mit den Gewürzen und Spezereien maßgebend waren, hat er eine Anzahl Unternehmungen gerichtet und ist weiter in das Innere von Arabien vorgedrungen als irgend ein anderer Assyrerkönig. Äußerlich den größten Erfolg schien aber — die wohl gleichfalls mit solchen Gedanken zusammenhängende — Unterwerfung Ägyptens darzustellen. Freilich ein Erfolg, den die weitere Entwicklung der Dinge nicht bestätigt hat.

Ägypten war (vgl. S. 10) längst politisch völlig ohnmächtig und spielte unter der Herrschaft seiner einheimischen Gaufürsten keine Rolle von Bedeutung mehr. Gegen Ende des 8. Jahrhunderts hatten die Könige von Napata die Oberhoheit über die Gaufürsten an sich gerissen und deren dritter, Taharka, nahm alte Eroberungsüberlieferungen auf und suchte seinen Einfluß über die Grenzen Ägyptens hinaus geltend zu machen. Das mußte zu Reibereien mit Assyrien führen, dessen Einfluß in Arabien und bis an die Südgrenze Palästinas herrschte, und so kam es, nachdem Taharka mehrfach seine Hand bei Aufständen in Phönizien im Spiele gehabt hatte, zu mehreren Zügen assyrischer Heere nach Ägypten. Nach einem ersten, wie es scheint wenig glücklichem Unternehmen wurde Taharka aus dem Lande geschlagen und Ägypten unter assyrische Schutzhoheit gestellt. Es behielt seine einheimischen Gaufürsten, die unter dem Schutze und der Kontrolle assyrischer Besatzungen und Beamten standen. Der entscheidende Schlag gegen Taharka wurde im Jahre 670 — also schon gegen Ende von Assarhaddons Regierung geführt — und über diesen Feldzug berichtet die Inschrift am Nahr-el-Kelb.

Irgend welche Beziehung auf Ereignisse in Phönizien oder gar in der Nähe des Ortes hat die Inschrift also nicht. Auch die viel näher gelegenen Unternehmungen gegen Sidon und eine — damals wahrscheinlich noch im Gange befindliche — gegen Tyrus werden nicht erwähnt. Nur der Zug nach Ägypten, auf welchem nach dreimaligem Siege in offener Schlacht Taharka aus Ägypten vertrieben und Memphis besetzt wurde, war erzählt. Auch die Gefangennahme eines Sohnes Taharkas, Usanahor mit Namen, wurde erwähnt.

Die Inschrift selbst ist stark verstümmelt, wir können den Text aber ergänzen aus der jetzt im Berliner Museum befindlichen großen Siegesstele Assarhaddons, welche in Sam'al-Sendschirli aufgestellt wurde, und deren Inschrift bis auf geringe Abweichungen denselben Wortlaut trug. Man hat sich also wohl vorzustellen, daß das Ereignis der Besetzung Ägyptens durch Errichtung einer Anzahl von Denkmälern überall im Lande verherrlicht worden ist. Jedenfalls waren es dort wohl die Statthalter und nicht der König selbst, welche die Ausführung übernahmen und die Kosten trugen. Als Text der Inschrift wurde dann der vom Hofe versandte Siegesbericht gewählt. Man muß sich natürlich denken, daß dieser auch sonst wie ein „fliegendes Blatt" verbreitet wurde und durch Sänger oder Erzähler auch zur Kenntnis des Volkes kam, so daß die großen Ereignisse in der Darstellung des Siegers in jedermanns Munde waren — so wie sie der Nachwelt die steinerne Inschrift am Vorgebirge erzählt.

Mit dem Hinübergreifen nach Ägypten hatte Assyrien seine Kräfte überspannt. Im Niltale hatte sich ein Volkstum entwickelt und hier wirkten die Volkskräfte einer Welt, welche sich dauernd der Herrschaft vom Osten her nicht beugten. Es kam schon im zweiten Jahre zu einem erneuten Vorstoße Taharkas. Inzwischen war in Assyrien Assarhaddon durch einen Aufstand seines Adels gezwungen worden, auf seine babylonischen Pläne zu verzichten und seinen Sohn Assurbanipal zum Thronfolger zu ernennen. Der König selbst nahm im Jahre 668 an dem erneuten Zuge gegen Ägypten teil, starb aber unterwegs. Das assyrische Heer — nunmehr unter der Regierung Assurbanipals — vertrieb zwar Taharka aufs neue und stellte die früher getroffenen Maßregeln wieder her, aber dieser Stand der Dinge behauptete sich nur etwa ein Jahrzehnt. Dann machte sich unter Psammetich I. Ägypten mit Unterstützung von Lydien unabhängig. Auch im Niltale verstand man es jetzt, sich ein leistungsfähiges Heer zu verschaffen, das Menschenmaterial dazu lieferten die Mittelmeerländer, das kräftig aufstrebende Griechentum vor allen stellt von nun an die besten Söldner, welche die Schlachten orientalischer Könige schlagen.

So war Ägypten tatsächlich unabhängig während der langen Regierung Assurbanipals und seiner beiden Nachfolger bis zum Falle Ninives im Jahre 606. Es war aber ein Abfall und kein von Assyrien anerkannter Zustand. Ägypten war rechtmäßig unterworfen, seine Fürsten hatten die assyrische Oberhoheit anerkannt

und somit konnten stets die Ansprüche wieder geltend gemacht werden. Die „Eide und Verträge" waren von Ägypten gebrochen worden, aber nicht aufgehoben.

Diese Anschauung, die die des assyrischen Hofes sein mußte, auch wenn man vorläufig nicht daran dachte, sie zu betonen, ruhten in den Archiven. Der Partei, welche unter Assurbanipal herrschte, waren sie vielleicht nicht einmal genehm, weil sie mit der babylonischen Weltpolitik Assarhaddons in Zusammenhang gestanden hatten. Deshalb verzichtete man darauf, sie zu verfolgen und überließ Ägypten sich selbst. Als dann aber nach dem Sturze Ninives Babylonien unter Nebukadnezar die Erbschaft Assyriens antrat und Babylon noch einmal die Hauptstadt des vorderen Orients geworden war, wurden sie dort wieder hervorgesucht.

Vorher hatte freilich Necho, der Nachfolger Psammetichs umgekehrt versucht, den Vorteil von der durch Medien bedrohten Lage Ninives zu ziehen, und durch rasche Besetzung Palästinas und Syriens die alten Ansprüche Ägyptens auf diese Länder wieder herzustellen. Es ist bekannt, daß König Josua von Juda — vielleicht im Gefolge eines assyrischen Heerbannes — seinen Tod fand, als er als getreuer assyrischer Vasall Necho entgegentrat, und daß dann Necho am Euphrat im Jahre 605 auf das Heer der Babylonier stieß, welches unter Nebukadnezar, damals noch Kronprinz, heranzog, um die nach dem Sturze Ninives an Babylon gefallenen Provinzen zu besetzen.

An Babylon war also die assyrische Herrschaft auf „rechtlichem" Wege, durch Eroberung und Vertrag der Sieger gekommen, und damit war es auch Erbe der Ansprüche auf Ägypten geworden, genau so wie seinerzeit Assyrien die Ansprüche der Chatti erworben hatte (S. 11). Das wird in der babylonischen Überlieferung deutlich zum Ausdruck gebracht. Unsere Nachrichten über diese Ereignisse gehen auf den griechisch schreibenden Berossos zurück, der eine Geschichte Babyloniens für die ersten Seleukiden schrieb. Wir haben deutliche Beweise, daß er dabei die inschriftlichen, offiziellen Quellen wörtlich anführte. Von Necho spricht er als dem „über Ägypten, Syrien und Phönizien gesetzten Statthalter", der sich empört habe. Es war also vom Standpunkte Babyloniens aus nur die Besetzung der ihm gehörigen Gebiete und Ordnung der Verhältnisse, wenn Necho im raschen Siegeslaufe bei Karchemisch am Euphrat (605) von Nebukadnezar geschlagen und gezwungen wurde, die besetzten Gebiete zu räumen.

Diese Ereignisse sind bekannt, weil sie auch in der Bibel

errichtet werden, welche neben Berossos fast unsere einzige Quelle darüber bildet. Necho wich nach Ägypten zurück und machte keinen Vorstoß nach Palästina mehr. Ihm weiter zu folgen wurde Nebukadnezar durch den Tod seines Vaters gehindert. Zur Sicherung des Thrones mußte er schnell nach Babylon zurückkehren.

Die Unruhen in Palästina waren nur oberflächlich unterdrückt worden, und selbstverständlich tat Necho das seinige, um sie zu schüren. Deshalb mußte Nebukadnezar in den folgenden Jahren nochmals in Phönizien erscheinen, um die Verhältnisse hier endgültig zu ordnen. Er schlug bei Ribla, im Norden der Beka'a, der Hochebene zwischen Libanon und Antilibanus, sein dauerndes Lager auf, und brachte von hier aus ganz Phönizien und Palästina zur Ruhe. Auch in Jerusalem wurde die babylonische Oberhoheit endgültig anerkannt, und der neue König Zedekia empfing im Heerlager von Ribla seine Belehnung.

Die zahlreichen Inschriften Nebukadnezars erwähnen fast nichts von seinen Feldzügen. Im Gegensatze zu den assyrischen Königsinschriften vermeiden die der babylonischen Könige die Erzählung von Kriegstaten. Umsomehr berichtete Nebukadnezar von den zahlreichen Bauten, mit denen er seine Hauptstadt Babylon gänzlich umgestaltete[1] und fast alle bedeutenden Städte Babyloniens versah. Zu diesen Bauten wurde das Bauholz jetzt aus dem Libanon geholt, die Zedern des Libanon mußten dem holzarmen Babylonien die Tragebalken für die Dachkonstruktionen seiner Tempel und Paläste liefern, wie früher die Assyrerkönige sie für die ihrigen aus dem Amanus geholt hatten. Die außergewöhnliche Bautätigkeit Nebukadnezars hatte natürlich auch einen außergewöhnlichen Bedarf an solchem Bauholze, und der Zufall hat uns die Zeugnisse der von ihm dafür getroffenen Maßregeln erhalten. Im nördlichen Libanon, westlich von dem in der Beka'a gelegenen Dorfe el Hörmil, öffnet sich ein Tal, das vom Libanon herabkommend nach Osten läuft. Es heißt jetzt Wadi Brissa. Hier hat der französische Konsul und Gelehrte H. Pognon zwei umfangreiche Inschriften Nebukadnezars mit einer Darstellung, wie der König einen Löwen erlegt, gefunden, und die Inschriften sind neuerdings nach nochmaligem sorgfältigen Studium von F. H. Weißbach behandelt worden. Auch sie sprechen in der Hauptsache nur von den Bauten des Königs in Babylon und erwähnen nichts von seiner politischen Tätigkeit in diesen

1) Vgl. AO. V, 4: F. H. Weißbach, Das Stadtbild von Babylon S. 15 ff.

Gegenden. Nur die Veranlassung zur Anbringung der Inschriften wird angedeutet, indem von der Anlegung eines Wegs zum Transport der Zedern gesprochen wird.

Man wird anzunehmen haben, und andere Andeutungen bestätigen das, daß diese Maßnahmen bereits bei der Anwesenheit des Königs in Ribla angeordnet wurden. Gewiß wird aber der andauernde Bedarf an Zedern hier viele Jahre hindurch ein reges Leben wach gehalten haben. Das wird dazu beigetragen haben, daß etwa 15 Jahre später, als Nebukadnezar abermals in Syrien erschien, um ausgebrochene Unruhen zu unterdrücken, er wieder sein Heerlager bei Ribla bezog. Es wird sich also um eine dauernde Einrichtung gehandelt haben, denn von Ribla bis nach Palästina, wo damals wieder Jerusalem im Aufstande war und (586) seinem Schicksale erlag, ist ein weiter Weg. Es lagen also gute Gründe vor, das Hauptquartier auch damals so weit nach Norden zu legen.

Als Andenken an solche Geschehnisse sind die beiden Wadi-Brissa-Inschriften angebracht worden, die also mittelbar ebenfalls an wichtige Begebenheiten der biblischen Geschichte erinnern. Und doch wohl gleichzeitig damit wurde der Wortlaut dieser Inschriften auch am Nahr-el-Kelb eingemeißelt, so daß diese Ruhmesstätte ägyptischer und assyrischer Größe auch ein Denkmal des neuen Landesherrn erhielt. Aber die Stelle, wo er das anbringen ließ, ist fast wie im Gegensatze zu den früheren Denkmälern gewählt. Während diese am Vorgebirge selbst und auf dem südlichen Flußufer angebracht sind, ist die Inschrift Nebukadnezars auf der Felswand des Nordufers, fast gegenüber von den untersten ägyptischen und assyrischen eingemeißelt worden. Wenn man von Beirut kommend die Brücke der modernen Fahrstraße überschreitet, so hat man zu rechter Hand, zwischen Flußlauf und Felswand einen Garten. An der Felswand laufen oben die Bogen einer Wasserleitung entlang, und unter dieser, von durchsickerndem Wasser berieselt und von Schlingpflanzen überwuchert, befindet sich die Inschrift. Wegen ihrer versteckten Lage ist sie lange unbekannt geblieben, und erst im Frühjahr 1878 erfuhr der damalige Kanzler am deutschen Konsulat zu Beirut Dr. Martin Hartmann als erster Europäer von ihrem Vorhandensein. Der dänische Konsul Julius Loytved nahm sich die Mühe, sorgfältige Abklatsche und Photographien der erhaltenen Teile herzustellen, allein es hat 25 Jahre gedauert, bis mit deren Hilfe unter Vergleichung der neu untersuchten Wadi-Brissa-Inschriften die Gleichheit des Inhaltes von F. H. Weißbach festgestellt wurde.

Abb. 4: Felswand mit Inschriften Nebukadnezars. (Nach Weißbach, Wadi Brissa.)

So ist die Inschrift kein unmittelbares Zeugnis für Nebukadnezars Taten im Westen, wo er ja oft gewesen ist und Gelegenheit gehabt hätte, seine Taten verzeichnen zu lassen. Außer den schon erwähnten Unternehmungen haben ihn eine 13jährige Belagerung von Tyrus und Versuche Ägypten wieder zu unterwerfen, wiederholt hierher geführt. Trotzdem nimmt sich das bloße Vorhandensein der Inschrift neben den übrigen aus wie ein Blatt in einer großen Geschichte, das nicht fehlen dürfte. Soweit wir die assyrische und neubabylonische Geschichte einigermaßen lückenlos verfolgen und die Beziehungen zum Westen feststellen können, ist ungefähr jede maßgebende Wendung durch ein Denkmal vertreten, und die Erinnerungen, welche ihr Anblick weckt, berechtigen daher unsere Stelle unter die denkwürdigsten Orte weltgeschichtlicher Bedeutung zu zählen. Es ist eine Stätte, wie wenige geeignet zum Nachdenken über die Vergangenheit und die Verkettung von Menschenschicksalen. Die von der Sonnenglut brennenden Felswände, das heraufdringende Rauschen des Flusses, der Ausblick auf das blaue Meer machen sie landschaftlich reizvoll, und sie hat stets bei den Einwohnern Beiruts einen Ruf in dieser Hinsicht genossen. Der Freund orientalischer Geschichte wird diese Schönheiten in der abgeschiedenen Einsamkeit, in die er sich hier oben leicht und ungestört zurückziehen kann, gern benutzen, um die Ereignisse, deren Erinnerung hiermit verknüpft ist, an sich vorüberziehen zu lassen. Und wenn er die Geschichte weiter verfolgt, so wird er nach den ägyptischen und assyrischen Heeren, nach den Söldnern Nebukadnezars, zu denen schon die Griechen und vorderen Kleinasiaten ihren Teil stellten, Alexanders und der Diadochen Heere die alte Wegenge durchziehen sehen. Die römische Herrschaft baute dann die neue Straße, welche noch Byzantinern und Arabern diente. Auf ihr zogen auch die gepanzerten Scharen der Kreuzfahrer um das Vorgebirge, um das „heilige Land" zu befreien und Schätze zu gewinnen. Die Berichte über den ersten Kreuzzug erwähnen die Stelle ausdrücklich und betonen, daß man sie unbesetzt gefunden habe, als man von Norden (Antiochia) her vorrückend nach Jerusalem zog. Und so muß jedes Heer und fast jeder Reisende, der die bequeme Küstenstraße zog, an den alten Denkmälern vorübergekommen sein und manches Auge mag mit Verwunderung auf den unverständlichen Zeugen einer vergessenen Vergangenheit geweilt haben, bis die vom Wetter zerstörten Reste der Nachwelt ihre Geschichte wieder zu enthüllen begannen.

Inhalt.

Der Hundsfluß und das Vorgebirge S. 3—6. Die Alte- und die Römerstraße S. 6—8. Die drei Denkmäler Ramses' II. S. 8—10. Tiglat-Pileſar I. S. 11/12. Die aſſyriſchen Denkmäler: Aſſurnaſirpal S. 14. Salmanaſſar II. S. 15/16. Adad-nirari S. 17. Tiglat-Pileſar III. S. 18. Sanherib S. 18/20. Aſſarhaddon S. 21/22. Nebukadnezar S. 23—27.

GETTY CENTER LINRARY
3 3125 00669 3465